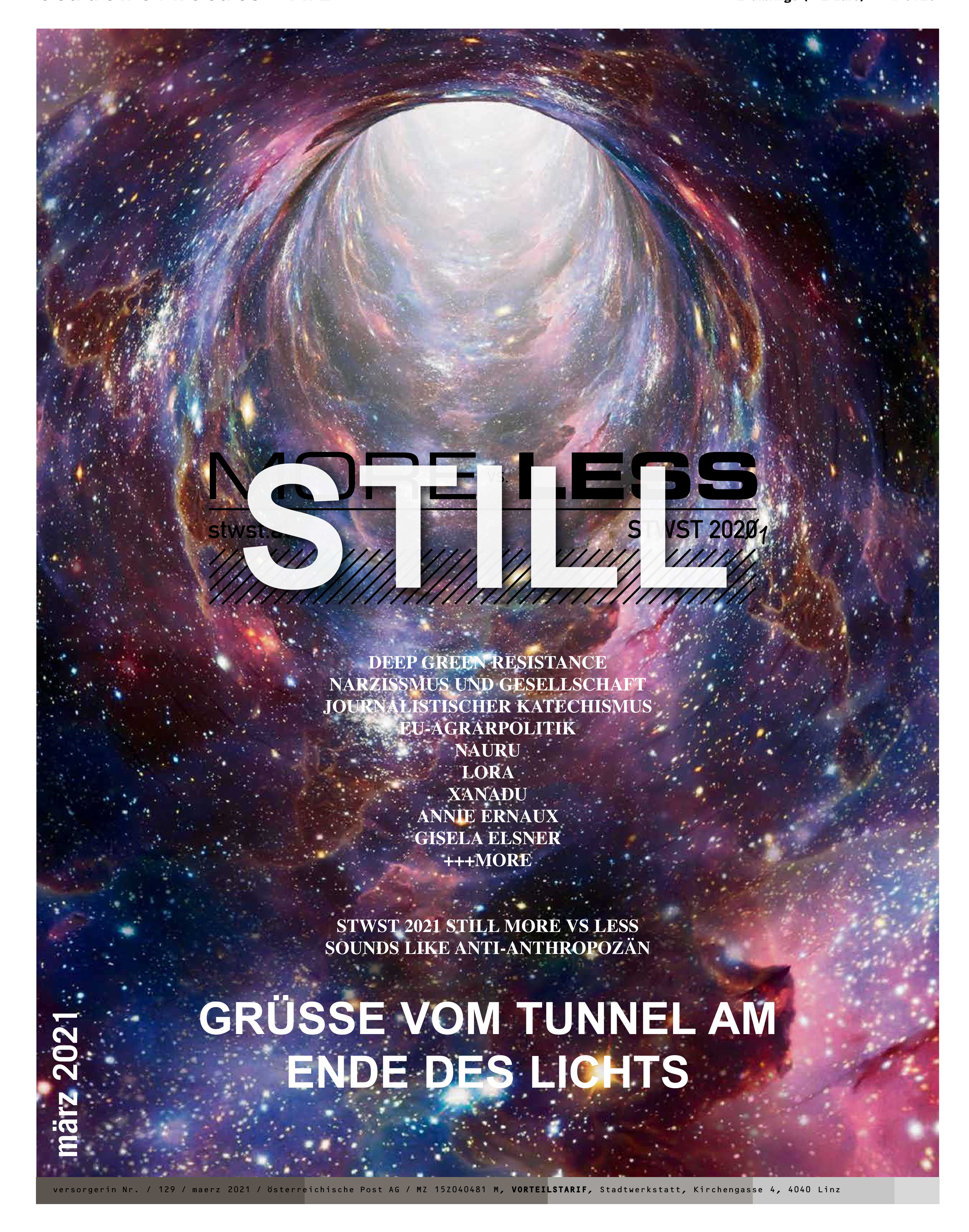
VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0129



versorgerin Nr. / 129 / maerz 2021 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Dieser Tage kursierte in den internationalen Medien die Meldung, wonach laut der Universität Cambridge das »Schürfen« von Bitcoins mehr elektrische Energie verbrauche als ganz Argentinien. Anhand dieser Meldungen auf Basis des »Cambridge Bitcoin Electricity Consumption Index« könnte man viel diskutieren: Etwa, dass Medien vorsätzlich solche Informationen aufgreifen, die sich als kuriose Faktenhäppchen präsentieren lassen (siehe Kolumne nebenan), dass es Kapitalbestrebung gibt, sich vermittels Kryptowährungen von den Fesseln (supra)nationaler Währungen zu befreien (was sicher nicht aus Liebe zum Universalsubjekt Menschheit geschieht), oder aber, warum bestimmte Aktivitäten von uns Geiseln des kapitalistischen Globalsystems (ob mit oder ohne Stockholmsyndrom, ob im goldenen Freilandgehege, ob im verseuchten Kellerloch) eher problematisiert werden als andere. Das Schürfen von Bitcoins für Energieverschwendung zu halten ist zwar schön und gut, krankt aber oft an der irrigen Annahme, dass Ressourcenallokation im Kapitalismus primär an realen Bedürfnissen orientiert sei.

Wenn man davon ausgeht, hat man eigentlich nur noch die Alternative, unsympathische Spinner wie Elon Musk und sein Technotopia zu verteidigen, oder sich über seine Dreistigkeit und fehlendes ökologisches Bewusstsein zu empören. Das hielte dann zwar die Foren am Laufen und förderte im besseren Fall (meist gar nicht mehr benötigte) Erkenntnisse über tendenziell antisemitische Argumentationen (»böse« Finanz- vs. »gute« Realwirtschaft) in diversen real existierenden Ökobewegungen zu Tage – tatsächlich zeigt die Eingangs angeführte Meldung aber sehr deutlich, dass das Verhältnis von Ökologie und Technologie zunächst einer fundierten Kritik bedarf.

Sowohl *Erwin Riess*, als auch *Johannes Hauer* kommen in ihren Auseinandersetzungen mit aktuellen ökosozialistischen Ansätzen (der »Deep Green Resistance«-Bewegung bzw. den Schriften Andreas Malms) zum Schluss, dass deren Analysen gehaltvoller sind, als die präsentierten Lösungen. *Thomasz Konicz* zeigt in seiner Darstellung der jüngeren Geschichte der Insel Nauru auf, wie stark sich ökologische und soziale Katastrophen in ihrer politischen Dimension bedingen. Ein anderes Fallbeispiel kommt von *Felix Riedel*, der die gemeinsame Agrarpolitik der EU mit ihren kontraproduktiven Anreizen beleuchtet.

Ideologiekritik finden geneigte Leser/innen auch in den Rezensionen von *Mathias Beschorner* und *Till Schmidt* zu neu erschienenen Sammelbänden über Autor/innen der Gegenaufklärung und Faschismustheorien, Schriftstellerinnenportraits von *Robin Becker* und *David Hellbrück* zu Gisela Elsner und Annie Ernaux, ein Interview von *Aylin Aichberger* mit dem Schriftsteller Richard Schuberth zu seinem neuen Roman und dem Vorwurf »kultureller Aneignung«.

Magnus Klaue untersucht in seinem Beitrag die Möglichkeiten und Grenzen des Begriffs der »narzisstischen Persönlichkeitsstörung« zwischen vage metaphorischem Gebrauch und psychoanalytischer Gesellschaftsdiagnose.

Auch das SARS-Cov-2-Virus beschäftigt sich (samt seiner neu-entstandenen Sippschaft) weiterhin mit uns, weshalb wir – mehr notgedrungen als höflichkeitshalber – die Aufmerksamkeit erwidern. Die gesellschaftlichen Folgen werden immer massiver spürbar: *Svenna Triebler* wundert sich (nicht) über die Widerstände gegenüber Home-Office-Regelungen und *Paul Schuberth* stellt mit der »Interessensgemeinschaft Freie Musikschaffende« einen Versuch vor, die soziale Absicherung von Musikerinnen und Musikern zu verbessern.

Nachdem der Kunst- und Kulturbereich weiterhin mit den Auswirkungen der Pandemie zu kämpfen hat, geht der letztjährige Claim der Stadtwerkstatt mit »STILL More vs. Less« in eine aktualisierte und aktualisierende Verlängerung. Manche Pläne des Hauses reagieren auf die Situation zwischen Stillstand und Stille mit deren Zuspitzung und einer Absage an unbefriedigende Notlösungen: So werden einige Konzerte unter völligem Ausschluss von – physischem wie virtuellen – Publikum stattfinden; ein Setting, zu dem sich *Christian Wellmann* einige Gedanken macht. Andere Teile des Jahresprogramms, das in dieser Versorgerin auszugsweise vorgestellt wird, zeigt sich von den Einschränkungen unbeeindruckt, bzw. versuchen sie, einige ihrer Aspekte längerfristig künstlerisch nutzbar zu machen und unter anderem den Digital-Hype zu reflektieren.

Auf den Technologie-Pol konzentrieren sich am Ende der Ausgabe *Michael Aschauer*, der sich einer verzichtbaren Entwicklung im »Internet der Dinge« widmet (einer Kombination aus *Peer-to-peer*-Netzwerk und *Blockchain*), sowie auf der servus-Seite *Matthias Schäfer*, der einen Überblick zu Smart-Assistance-Ansätzen in jüngerer und fernerer Vergangenheit liefert. *Barbara Eder* wiederum hat sich für uns mit dem »Project Xanadu« befasst, das als unabgeschlossener digitaler Traum der Post-Hippie-Ära in die Gegenwart ragt.

Die Stadtwerkstatt wühlt insgesamt weiterhin im Komposthaufen der Kunst- und Kulturlandschaften, bzw. trägt Materialien zusammen, die brauchbaren Humus versprechen. Ähnlich geht auch *Roland Röder* vor, der mit seiner Kolumne »Der letzte linke Kleingärtner« debütiert.

Die Saat ist gesät und mit *STWST 2021 STILL More vs Less* bleibt der Redaktion vorerst nur mehr die Frage:

Was nützt mir die Revolution, wenn ich nicht STILL dazu tanzen kann?

Journalistischer Katechismus

Ein Seitenstück zur Übung der Vollkommenheit – nach J. Surin, A. Rodriguez und G. Schwab im Remix von Radio Eriwan.

Erstes Hauptstück:

Von der journalistischen Vollkommenheit im Allgemeinen

Was nennst du vollkommenen Journalismus?

Journalismus ist eine *personality show*. Darum bedeutet vollkommener Journalismus, diesen möglichst authentisch zu *verkörpern*, indem du als kritischer Geist und unkorrumpierbare Anwältin der *Fakten* giltst – ohne jemals etwas ernsthaft in Frage gestellt, Anzeigenkundschaft vergrault oder das *Zustandekommen* von Fakten problematisiert zu haben. Papier ist geduldiger als der Weltverlauf und nichts älter als die *Breaking News* von gestern. Um am Ende deiner Laufbahn für journalistische Vollkommenheit zu stehen, genügt eine Auswahl salbungsvoller Sentenzen und nostradamischer Momente, die sich gewaltfrei zu einem *coffee table book* binden lassen.

Worauf gründet sich die journalistische Vollkommenheit?

Auf der Fähigkeit, die Adresseinträge von Celebrities und Entscheidungsträgern zu infiltrieren. Anders formuliert: Sei wie eine Hydra, die mit ihren Köpfen in möglichst vielen Ärschen zugleich steckt.

Was ist der Weg zur journalistischen Vollkommenheit?

Der Weg zur journalistischen Vollkommenheit führt über zahllose Komplimente (gerne auch preziöse: Eitelkeit ist bei Galanterien nicht wählerisch) an Interviewpartnerinnen, Bacchanale mit Lokal- und Regionalpolitikern (auf Einladung oder Spesenrechnung) und verpasste Gelegenheiten, ein zufriedenstellendes Sozial- und Gefühlsleben zu führen.

Achtung: Anfängerinnen lassen sich von dieser schmeichelhaften Nachfrage ihrer Person zu leicht beeindrucken und nehmen diese Nützlichkeitserwägungen gerne als Ersatz für Freundschaften (die Zeit kosten, sich aber nicht zwingend als Sprossen in eine Karriereleiter einpassen lassen). Abgeklärte Profis dagegen, die sogar ihren Zynismus bereits als verbrannte Erde hinter sich gelassen haben, halten Freundschaft ohnehin für unmöglich, die nicht komplett in Nützlichkeit aufgeht. An irgendeiner Stelle dieser unvermeidlichen Entwicklung steht die Erkenntnis, dass sich Journalismus vielfach nur noch in der geringeren Gehaltshöhe von der Arbeit in PR-Agenturen unterscheidet.

Welche Gemüts-Gestaltungen sind dem, der vollkommen werden will, notwendig?

Du brauchst Gelassenheit, wenn dir User *John_Dovanni123* im Forum deinen Job erklären will (oder eine launige Kolumne in einer Vereinszeitung), aber auch ein biegsames Rückgrad, wenn die Blattlinie es verlangt. Unerlässlich ist auch die professionelle Charakterdeformation, nicht die Fragen zu stellen, die angemessen wären, sondern jene, die am meisten Aufmerksamkeit generieren. Wenn du den Aufstieg von der Kleintierschau zum Exklusiv-Interview mit Mitgliedern der Bundesregierung schaffen möchtest, ist ein hohes Maß an Geduld, Triebverzicht und Frustrationstoleranz unabdingbar!

Was für äußere Mittel gibt es, journalistische Vollkommenheit zu erlangen?

Es gibt diverse derlei Mittel – ein wohlhabendes Elternhaus, das ein Studium der Publizistik oder Kommunikationswissenschaften finanziert, an Medienunternehmen beteiligt ist oder zumindest über genügend soziales Kapital verfügt, um die Hürden von Assessment-Centern zu senken oder gar zu umgehen. Auch die Rolle professioneller Institutionen sollte nicht unterschätzt werden – strenge eine Mitgliedschaft in Interessensvertretungen (wie Presseclubs) an, sobald sich dir die Möglichkeit dazu bietet. Damit bist du offiziell Teil einer In-Group, die zwar nicht so mächtig ist, wie die britischen Gentlemen's Clubs, aber dennoch genügend Gelegenheit zu *Networking* bietet und Förderpreise ausgelobt, um die Beitragsgebühren zu rechtfertigen. Auch Ehrbezeugungen von Seiten der Unterhaltungsindustrie helfen: Filme wie »Spotlight«, die dem Typus des unbeirrbaren und integren Journalisten huldigen, der gegen alle Widerstände eine Spur bis an ihr Ende (den Abgabetermin) verfolgt. Das Schöne ist: Auch, wenn du den herrschenden Mächten immer nach dem Mund geredet hast und die Panama Papers selbst nur aus den Medien kennst, kannst du dich so fühlen, als hättest du dich selbst in den Kampf für die richtige Sache geworfen, weil du Teil der journalistischen Gemeinschaft bist.

Wodurch erwirbt man sich diese Mittel?

Auf die gesellschaftliche Position deiner Eltern hast du keinen Einfluss – in Presseclubs kannst du aber Mitglied werden, sofern du den überwiegenden Teil deines Einkommens mit journalistischer Arbeit bestreitest. Das ist in Zeiten von Patchwork-Lohnarbeit und durchbrochenen Erwerbsbiographien zwar eher die Ausnahme, denn die Regel – irgendwie müssen die Interessensvertretungen aber auch verhindern, dass sie vom Plebs übernommen werden. Wenn du erst mal drin bist, solltest du dich nach Kräften am professionellen Abschluss beteiligen: Die Statuten enthalten schließlich keinen Missionsauftrag.

Das kommende zweite Hauptstück handelt vom journalistischen Gebet: Dem Kommentar in Presse, Funk & Fernsehen.

Tiefenökologie in Schönbrunn

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

»Lange nichts von Ihnen gehört, verehrter Dozent. Alles in Ordnung?«
»Danke der Nachfrage. Man lebt. In diesen Zeiten ist das nicht wenig.«
Herr Groll traf den Dozenten im Schönbrunner Schlosspark, und zwar in jenem Gärtchen, in dem Kaiser Franz Joseph seine Geliebte Katharina Schratt zu sehen pflegte. In späteren Jahren besuchte er sie in ihrer nahe gelegenen Villa, aber als er noch mit Elisabeth verheiratet war, musste es der kleine abgeschiedene Schlossgarten auch tun.
»Sie wirken ein wenig … nun, sagen wir, zerknautscht«, sagte Herr Groll.
»Tatsächlich? Ja, das könnte stimmen. Ich bin tatsächlich etwas indisponiert.«
»Das ist schöner als zerknautscht?«
»Schon.«
»Aber zerknautscht ist anschaulicher.«
»Für mich nicht.«
»Da merkt man den Akademiker. Sie gehören aber keiner Risikogruppe an.«
»Doch. Privatgelehrte zählen immer zur höchsten Risikogruppe, und wenn sie dann auch noch freischaffende Kriminalsoziologen sind, potenziert sich das Risiko.«
»Das ist mir neu.«
»Das war vor Corona, so, das ist jetzt so und das wird nach Corona auch so sein.«
»Angeblich wird es keine Zeit nach Corona geben. Das Virus wird uns erhalten bleiben. Sagen die Virologen.«
»Von mir aus. Wir haben auch mit den Tirolern leben gelernt.«
Der Dozent holt sein Notizbuch aus der Windjacke und blätterte darin. Dann präsentierte er Groll einen Eintrag. Der las:
»Deep Green Resistance. Strategien zur Rettung des Planeten. Von Derrick Jensen, Lierre Keith und Aric McBay. Promedia Verlag, Wien 2020, 350 Seiten. In fast unleserlicher Schrift extrem klein und mit engstem Zeilenabstand gesetzt. Bedenkt man diese Erschwernis, sind es achthundert Seiten oder mehr.«
»Eine Schwarte oder ein Ziegel, sozusagen.«
»Ich würde eher sagen: Ein Monumentalwerk des Übergrunds …«
»Sie meinen Untergrunds!«
»Nein, Übergrunds. Die Anarcho-Ökologen von Deep Green Resistance legen Wert darauf, im Übergrund zu konspirieren.«
»Allerhand. Ich beginne, Ihren Rückzug aus der menschlichen Gesellschaft zu verstehen.«
»Ich habe viel exzerpiert …«
»Und ins Buch geschrieben! Mit Ihrer Schweizer Füllfeder, dem kostbaren Familienerbstück.«
»Woher wissen Sie …?«
»Sie schreiben gern in Bücher. Eine Unsitte.«
»Karl Marx hat das auch getan.«
»Gratulation zum Vorbild. Jedenfalls ist man ganz schön beschäftigt, wenn man so wie Sie ein Haupt- und Standardwerk bearbeitet.«
»Sie haben es erfasst. Aus diesem Grund ist unser Gesprächsfaden in der letzten Zeit abgerissen. Was die drei Autoren und Autorinnen vortragen, ist starker Tobak. Ein Engländer würde sagen: challenging. Ich sage: herausfordernd und verstörend. Die Strategien der Gruppe zur Überwindung der industriellen Zivilisation – in der sie alles Übel dieser Welt festmachen – reichen bis zum Bürgerkrieg. Sie würden wahrscheinlich sagen, das Buch ist ein Hammer.«
»Hammer ist auch anschaulich! Ich bitte um eine kurze Einführung.«
»Wie Sie wünschen. Die Autoren kommen aus der Tiefenökologie-Bewegung und leben zurückgezogen in den nördlichen Rocky Mountains, wo sie Selbstversorger-Landwirtschaften betreiben. Ihr Leitspruch lautet: »Respect existence or expect resistance«. Die von ihnen begründete Deep Green Resistance ist eine radikale Umweltbewegung, welche den konventionellen Umweltaktivismus à la »fridays for future« und Verwandte als ineffektiven bourgeoisen Zeitvertreib betrachtet.«
»Weicheier! Warmduscher!« bekräftigte Groll.
»Wie Sie wollen.«
»Mit der Vermeidung von Plastikgeschirr und veganem Essen wird der immer rascher ablaufenden Umweltzerstörung nicht Einhalt geboten werden. Die betuliche Streichelkritik ist bestenfalls eine Sackgasse der Umweltbewegung.«
»Eine Rue de Gack, wie ein Franzose sagen würde.«
»Oder eine Französin!« ergänzte der Dozent.
»Verehrter Dozent. Die würde ordinärer antworten. Die Französinnen sind bekannt für ihren ordinären Wortschatz. Das liegt an den lahmarschigen und großsprecherischen französischen Männern.«
»Wie Sie wollen. Ich würde gern in der Sache fortfahren.«
»Bitte. Prolongieren Sie.«
»Deep Green Resistance sagt, letztlich würden die hellgrünen Bewegungen mit ihrem verbindlichen Blabla und Latschdemos das gegenwärtige Natur- und Menschen ausbeutende System sogar stützen, denn sie generieren Aufmerksamkeit, die von den Medien begierig aufgegriffen und multipliziert wird. Scheinradikalität und Schaumschlägerei sind Verkaufsschlager. Etliche Künstler und Künstlerinnen, die mit dem Etikett Avantgarde herumliefen, haben das schon vor Jahrzehnten begriffen. Die tiefgreifende Lösung der Umweltfragen würden durch diese Nebelgranaten erschwert, so die Autoren des Handbuchs. Auch Elektromobilität und Windkraftwerke seien Scheinlösungen, die Kräfte binden, welche für radikalere Strategien besser einsetzbar wären.«

Herr Groll hielt inne. »Das Fahren im Kreis macht mich schwindlig, und der grobe Kies gibt mir den Rest. Lassen Sie uns ein wenig rasten.«
»Wie Sie wünschen.« Der Präsident nahm auf einer grün gefärbelten Bank Platz. »In gut zwei Dritteln des Buches werden scharfe Analysen und Zustandsbeschreibungen mit großer Stringenz in elementarer Wucht vorgetragen. Diese Teile lesen sich wie ein marxistisches Lehrbuch der Ökonomie aus den dreißiger Jahren. Und gut geschrieben sind sie auch noch. Allein für diesen Teil gilt Georg Christoph Lichtenbergs Satz: Wer zwei Paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich dieses Buch an.
Im zweiten Teil »Strategie und Taktik« verwässert sich der grundsätzlich gute Eindruck, den ich von dem Buch habe. Zuerst werden gute Überlegungen zu einer Art Zangentheorie vorgestellt. Ein Teil der Bewegung geht im Untergrund vor, unternimmt Angriffe und Sabotage gegen Material und Bauten, greift gezielt Kader der Sicherheitsdienste an, schüchtert Politiker und andere Personen der Öffentlichkeit ein und knüpft – einem Geheimdienst nicht unähnlich – konspirative Informationsnetzwerke. Der andere Teil der Bewegung bemüht klassische Mittel der öffentlichen Propaganda und Kommunikation wie Demonstrationen, Leserbriefe und andere Werkzeuge der Öffentlichkeitsarbeit. Im Zusammenwirken der beiden Zangenarme sollte sich dann eine revolutionäre Änderung der Herrschaftsverhältnisse ergeben. In der Folge müsste es in rascher zeitlicher Abfolge zur Stillegung und Zerstörung der industriellen Landwirtschaft und aller anderen industriellen Bereiche, besonders aber des Bergbaus und des Rohstoffabbaus, kommen.«
»Hungersnöte und der Zusammenbruch von städtischen Regionen wären die Folge«, erwiderte Groll. »Wir haben ja durch Corona gesehen, wie anfällig das System ist.«
»Das sieht der Autor dieses Buchkapitels, Aric McBay, ebenso. Er geht aber davon aus, daß das jetzige System der schrankenlosen Ausbeutung von Boden und Mensch ohnehin auf einen Zusammenbruch hintreibt. Insofern muß man den Tod von großen Teilen der Menschheit in Kauf nehmen, damit der andere Teil in vorindustriellen Strukturen überleben kann.«
»Eine zynische, eine apokalyptische Strategie, die an die Weltuntergangsversessenheit eines Adolf Hitler erinnert.«
»Ja, die Protagonisten des Öko-Anarchismus geben sich nicht mit halben Sachen zufrieden. Natürlich ist diese Strategie hanebüchen. Ärgerlich sind auch Fehler wie die Behauptung, daß Hitler erst Ende der dreißiger Jahre an die Macht gekommen sei oder die unkritische und positive Erwähnung von Hamas und Hizbollah.«
Herr Groll löste die Bremsen des Rollstuhls.
»Im Grunde genommen scheint mir da ein zweihundert Jahre alter Konflikt innerhalb der Arbeiterbewegung in modernem Gewand aufs Neue ausgetragen zu werden«, sagte der Dozent. »Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es hunderte ökoanarchistische Gruppen, die in Europa und besonders in den USA sektenähnliche Gruppierungen bildeten. Die vernünftigeren dieser ‚utopischen Sozialisten', wie sie auch genannt wurden, ließen den Menschen noch einige Freiheiten, andere entwickelten sich zu widerlichen Kleindiktaturen.«
Der Dozent erhob sich. »Einige dieser Leute leben ein minimalistisches einfaches Leben als Aussteiger. Andere werden aktiv und verbreiten anarchistische Ideen in der Gesellschaft oder versuchen gewaltsam, eine Revolution herbeizuführen, die das industrielle System und dessen moderne Technik zerstören soll, so beispielsweise der als »Unabomber« bekannt gewordene US-amerikanische Theodore ‚Ted' Kaczynski, der zwischen 1978 und 1995 sechzehn Briefbomben an verschiedene Personen in den USA verschickte, durch die drei Menschen getötet und weitere 23 verletzt wurden. Die Opfer wurden von ihm wegen ihrer Verbindung zu neuen Technologien ausgesucht. Die Attentate waren nach Kaczynskis eigener Aussage extrem, aber notwendig, um auf die Bedrohung von Freiheit und Würde der Menschen durch die Industriewelt aufmerksam zu machen. Sie sollten das gesamte System zum Einsturz bringen. In der Auseinandersetzung von Marx und Engels mit den Anarchisten und in der anarchistischen Welle um 1890 und in späteren Jahren wurde der Konflikt fortgesetzt und jetzt, nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus, hat die anarchistische Agenda wieder Oberwasser.«
»Mir scheint, der Kern des Problems liegt in einer falschen Gewichtung der Pole Industrie, Staat und Privateigentum«, erwiderte Herr Groll. »Ich sage das als mechanischer Materialist, füge aber hinzu, daß man sich vor Verallgemeinerungen hüten soll. Das Argument der Kommunisten, die Atomkraft sei in der sozialistischen Welt schon deshalb sicher, weil sie unter der Kontrolle des Volkes und ihres konzentrierten Ausdruckes, der Partei sei, wurde ja mit Tschernobyl auf das Fürchterlichste falsifiziert. Die einen betätigen sich als Maschinenstürmer, entwickeln pseudoreligiöse Anwandlungen und verehren die Muttererde als Quasi-Gottheit, die anderen halten den Wechsel von Privat- zu vergesellschaftetem Industrieeigentum für die Lösung aller Probleme. Tatsächlich können die einen von den anderen lernen, wenn sie darauf verzichten, ihre Positionen zu verabsolutieren.«
»So versöhnlich kenne ich Sie gar nicht.«
»Ich bin auch von mir überrascht. Lassen Sie uns aufbrechen, meine Beine sind eingefroren.«

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein letzter Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« ist September 2019 im Otto Müller Verlag erschienen. Derzeit arbeitet er an einem Roman, der sich mit den Verflechtungen von internationalem Kapital (Rohstoffen) und den Salzburger Festspielen befassen wird.

Der grüne Prophet

Johannes Hauer beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Ökosozialisten Andreas Malm.

Seit der Entstehung der modernen Umweltbewegung in den 1970er Jahren ist das Verhältnis zwischen »Roten« und »Grünen« von wechselseitigem Misstrauen geprägt. In den Augen der Grünen handelt es sich bei Sozialdemokratie und ihren kommunistischen Filiationen um anachronistische Anhänger eines Industrialismus, der die natürlichen Grenzen des Wachstums missachtet und oberflächlichen Genüssen verfallen ist. Die Roten sahen in den Grünen dagegen alternativ verkleidete Kinder des Bürgertums, die die Arbeiter um ihre hart erkämpften materiellen Verbesserungen bringen und eine antagonistische, weltverändernde Klassenpolitik durch das Projekt einer gemeinsamen Bewahrung der Natur ersetzen. Die Animositäten setzten sich im Feld der Theorie fort. Marx galt der Umweltbewegung als Prophet der Naturbeherrschung. Umgekehrt stand die Ökologie im Verdacht, aus der Romantik oder noch trüberen ideologischen Quellen zu schöpfen.

Diese Konstellation hat sich seit den 1990er Jahren verändert und zwar nicht nur, weil von den Roten nach dem Ende der Sowjetunion wenig übriggeblieben ist. In den neu entstandenen Klimabewegungen verdrängte eine Orientierung an Umwelt- und Klimagerechtigkeit ältere ökologische Denkrichtungen wie die zivilisationskritische Tiefenökologie. Der heutigen Klimabewegung geht es weniger darum, eine (imaginierte) Wildnis in Reservaten zu schützen. Stattdessen kämpft sie vor allem mit Blick auf das menschliche Leid, welches eine profitgetriebene Zerstörung des Planeten hervorbringt – wobei gerade die Massen im globalen Süden am meisten leiden, die am wenigsten durch Emissionen zum Unheil beigetragen haben.

Auf dem Gebiet der Theorie entstand seit den 1990er Jahren rund um die amerikanische Zeitschrift *Monthly Review* ein neuer Ökomarxismus. Ausgehend vom Marx'schen Theorem des »unheilbaren Riss« im gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur zeigte etwa John Bellamy Foster in seinem Buch *Marx's Ecology* (2000) auf, dass Naturzerstörung der kapitalistischen Produktionsweise inhärent ist und dieser Zusammenhang für jede sozialistische Theorie und Praxis zentral sein muss.

Solche Grundlagenarbeit bereitete das Feld für die originellen Studien des schwedischen Humanökologen Andreas Malm. Seit seiner Dissertation *Fossil Capital* (2016) ist er zu einer der wichtigsten Stimmen des ökologischen Denkens, ja, der kritischen Theorie überhaupt avanciert. Denn Malm zeigt in seinen Arbeiten, dass sich die Ökologie nicht zu einem Spezialgebiet kompartmentalisieren lässt. Der Klimawandel ist eine grundstürzende Erfahrung, die im 21. Jahrhundert eine neue Interpretation des gesamten Lebensprozesses erzwingt. Die Überzeugung, dass eine solche umfassende Selbstverständigung der Menschheit in dieser ungewissen Situation aufgegeben ist, mag Malm zu seiner rastlosen Produktion anund ihn dabei über enge akademische Disziplingrenzen hinaustreiben.

In seinem 2018 erschienen Buch *The Progress of this Storm* geht Malm zwei zentralen philosophischen Fragen nach, die sich in Anbetracht des Klimawandels stellen: Wie ist das Verhältnis von Natur und Gesellschaft zu verstehen? Und wie muss heute über Geschichte nachgedacht werden, wenn wir die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen menschlicher Gesellschaften als Fluchtpunkt gegenwärtiger Entwicklungstendenzen in Rechnung stellen?

Die globale Erwärmung steht zwar im Zentrum aller seiner Bücher und Aufsätze der letzten Jahre, doch nähert sich Malm seinem Gegenstand mit einer Vielzahl unterschiedlicher Methoden und Fragen. Von der Atmosphärenchemie zur Literaturwissenschaft, von der Metaphysik zur Kritik der politischen Ökonomie und von der Technikgeschichte zur Revolutionstheorie zieht Malm alle Register, ohne dass sich dabei ein Eindruck von Effekthascherei und Beliebigkeit einstellt.

In seiner markanten Schreibweise gelingt es Malm zudem, mehrere Vorzüge zu vereinen, die selten gemeinsam auftreten. Er betreibt empirische Forschung in steter Rückbindung an theoretische Debatten und argumentiert analytisch scharf, ohne sich in Scholastik zu verlieren. Seine Texte sind polemisch, ohne ins Geschimpfe abzurutschen und dabei durchdrungen von einer politischen Leidenschaft, die mitunter Züge prophetischen Zorns annimmt. Walter Benjamin ist hier sein Gewährsmann.

Malms Büchern merkt man an, dass es beim Klimawandel um etwas – oder besser: – um alles geht. Plastisch schildert er die Schrecken von Dürren, Fluten und Wirbelstürmen, die grausame Heimsuchung der Menschen durch die aufgepeitschten Naturgewalten. Im Gegensatz zu den wirren Bilderwelten apokalyptischer Offenbarungen bleibt seine Darstellung nachvollziehbar und wohl strukturiert. Seine Rede lädt nicht zur wohligen Einrichtung im Fatalismus ein, sondern zielt – in bester prophetischer Tradition – gerade darauf, das Unheil so weit als möglich durch eine radikale Umkehr abzuwenden. Verzweiflung wird produktiv im Hass auf die *Ursachen* der Katastrophe.

Diesen Ursachen geht Malm in *Fossil Capital* nach. Um zu klären, »wie wir in diesen Schlamassel hineingeraten sind«, legt er die Wurzeln der globalen Erwärmung offen, wie es im Untertitel des Buches heißt. Wenig verwunderlich ist zunächst, dass seine Spurensuche ihn ins England des frühen 19. Jahrhunderts führt. Mit der kohlebetriebenen Dampfmaschine setzt sich in der dortigen Textilindustrie erstmals fossile Energie als Antriebskraft von Maschinen durch. Dies ist der Grundstein eines fossilen Energiesystems, das in den darauffolgenden zwei Jahrhunderten global ausgreifen und sich dabei mehrfach technisch revolutionieren wird. Anstatt nun diese Geschichte rein positivistisch als abgeschlossene Ereignisfolge nachzuzeichnen, fragt Malm systematisch nach den sozialen Triebkräften, die in diesen Erscheinungen wirken.

Entscheidend ist zunächst, zu verstehen, dass die Durchsetzung des neuartigen Energiesystems keinen »logischen« Entwicklungsschritt darstellt. Neue Technologien setzen sich nicht unbedingt deshalb durch, weil sie ein neues Maß an Rationalität oder Effizienz verkörpern. Geschichte ist kein Prozess der Verwirklichung der Vernunft. Im Rückblick aus einem durch und durch vom fossilen Energieverbrauch geprägten Alltagsleben scheint es zwar, als habe sich das fossile Energiesystem notwendig gegen die vermeintlich primitive Wind- und Wasserkraft durchsetzen müssen. Die historische Rekonstruktion zeigt jedoch ein weitaus komplexeres Bild. Der Einsatz von Dampfmaschinen war nicht nur teurer und barg zahlreiche Gefahren, obendrein entwickelten zeitgenössische Ingenieure die Anwendungsmöglichkeiten der Wasserkraft stetig weiter. Hier brachen Entwicklungspfade ab, Potentiale blieben ungenutzt.

Am historischen Material lässt sich zeigen, dass die Gründe für die Etablierung des fossilen Energiesystems in den spezifischen Interessenlagen und Erfordernissen der kapitalistischen Produktions-, Eigentums- und Klassenverhältnisse zu finden ist. Die Vorteile liegen im stofflichen Profil der Kohle begründet, insofern deren Materialität sich perfekt in die kapitalistische Produktionsweise einpasst.

Im Gegensatz zu einem Fluss fügt sich Kohle aufgrund ihrer dinglichen Gestalt mühelos in die Form des Privateigentums, da sie nicht kooperativ verwaltet werden kann. Zugleich erhöht sie die Kontrolle des Kapitalisten über den Produktionsprozess, über die Maschine und deren Anhängsel, die ArbeiterInnen. Kohle ist transportabel, lagerfähig und in nahezu beliebigen Mengen an beliebigen Orten und zu beliebigen Zeiten konsumierbar. Kohle verspricht eine stoffliche Basis für die unendliche Erweiterung der Produktion und ermöglicht Unabhängigkeit von Jahreszeiten und Wetterlagen, sowie von spezifischen (ländlichen) Topographien und der dort ansässigen Arbeitsbevölkerung. Kohle befreit die Produktion scheinbar von den Kapriolen natürlicher Energieflüsse und ermöglicht so die charakteristische 24/7-Raumzeit des Kapitalismus.

In der Verschmelzung des unendlichen Drangs zur Akkumulation mit der stofflichen Grundlage eines fossilen Energiesystems entsteht eine fossile kapitalistische Ökonomie, wobei die Produktionsverhältnisse hier das übergreifende Moment darstellen. Geschichtstheoretisch gesprochen verwirft Malm mit dieser Erklärung eine causa-sui-Theorie der Produktivkräfte, nach welcher deren autonome Entwicklung die letzte Ursache des sozialen Wandels wäre, wobei er in der Sache mit dem reifen gegen den frühen Marx argumentiert.

Bekanntlich ist es mit der Interpretation der Welt nicht getan, es kommt auf ihre Veränderung an. Und so korrespondiert die Frage nach dem Anfang der fossilen Ökonomie mit der Frage nach ihrem möglichen Ende. Ist die erste eine Frage der richtigen Erkenntnis, so ist die zweite eine Frage des richtigen Handelns. Ihr hat Malm seine zwei neuesten Bücher gewidmet, die beide 2020 erschienen sind: *Wie man eine Pipeline in die Luft jagt* und *Klima / X*, dessen englischer Originaltitel *Corona, Climate, Chronic Emergency* mehr über den Inhalt verrät.

Mit dem Fortbestand von *business as usual* sind gewaltige Profitinteressen mächtiger Akteure verbunden. Daher wird das fossile Kapital keines natürlichen Todes sterben, schlussfolgert Malm korrekt. Die politische Strategie, die er zu dessen Überwindung vorschlägt, ist jedoch aus mehreren Gründen nicht überzeugend.

Zunächst ist eine stillschweigende Verschiebung zwischen der Ebene der Ursachenforschung und jener der politischen Zielbestimmung festzustellen. In *Fossil Capital* und dem äußerst instruktiven Kapitel zu den sozialökologischen Ursachen von Pandemien in *Klima / X* zeigt Malm, dass die gegenwärtige Naturzerstörung ihren letzten Grund in den kapitalistischen *Produktionsverhältnissen* hat. Das Wertgesetz wirkt als eine »Metatriebkraft«, deren Spuren in den verschiedenen ökologischen Krisen der Gegenwart wiederkehren. Im unendlichen Prozess der Akkumulation wird die stoffliche Welt immer extensiver und intensiver in Wertschöpfungsketten hineingezogen, ohne dass dabei auf eine nachhaltige Reproduktion von Ökosystemen Rücksicht genommen wird. Im *Kapital* schrieb Marx dementsprechend: »Après moi le déluge! [Nach mir die Sintflut!; J.H.] ist der Wahlruf jedes Kapitalisten und jeder Kapitalistennation.«

In seiner politischen Zielsetzung spricht Malm jedoch ausschließlich als Klimaaktivist, dessen Ziele sich im Ende des fossilen Energiesystems erschöpfen. Der Gegner ist das »fossile Kapital«, verstanden als ein Set bestimmter Rohstoffe und Technologien, sowie einer besonderen Kapitalfraktion, die aus der Förderung und dem Konsum fossiler Brennstoffe Profit schlägt. Trotz aller kommunistischen Rhetorik – Malm präsentiert sich als Vertreter eines »ökologischen Leninismus« und bezieht sich gerne auf das historische Beispiel der Oktoberrevolution – scheint sich sein politisches Ziel in einer Erneuerung der technologischen Grundlage der Produktion unter Beibehaltung der kapitalistischen Eigentums- und Klassenverhältnisse zu erschöpfen. Damit bliebe das zerstörerische Wertgesetz jedoch intakt und könnte sich beispielsweise in einem nicht wünschenswerten Boom der privaten Elektromobilität niederschlagen.

Eine »Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht, welche die politische Ökonomie der Arbeiterklasse bildet« (Karl Marx) bleibt bei Malm gänzlich außerhalb des Vorstellungshorizonts, wenn er sich zur Sozialdemokratie à la Sanders und Corbyn bekennt: Ein »Green New Deal oder ein vergleichbares politisches Maßnahmenpaket, das die eingefahrenen Pfade verlässt und die Emissionen Richtung null verrückt (…), wäre selbstverständlich das Best-Case-Szenario, auf das alle Bemühungen abzielen sollten.«

Nun sollte man hier nicht in einen billigen Maximalismus verfallen, denn selbstverständlich wäre ein Ausstieg aus der fossilen Energie ein enormer Gewinn: die Abwendung der totalen Barbarei eines eskalierenden Klimawandels und ein Erhalt der Naturbedingungen, unter denen eine sozialistische Zivilisation überhaupt denkbar wäre. Doch leider sind Malms Überlegungen zur Erreichung dieses Ziels recht dürftig.

Als politisches Subjekt der Veränderung konzentriert sich Malm zunächst auf die Klimabewegungen der westlichen Industrieländer, die quantitativ und qualitativ bislang in den Jahren 2018–2020 den Höhepunkt ihrer Mobilisierung erreicht haben, bevor die Covid-19-Pandemie ihnen vorerst den Wind aus den Segeln genommen hat. Als immanente Schranke für einen Erfolg der Bewegung macht Malm in seinem *Pipeline*-Buch die Hegemonie eines »strategischen Pazifismus« aus, der von Gruppen wie *Extinction Rebellion* und *Fridays for Future* vertreten wird.

Die Anhänger dieses pazifistischen Dogmas behaupten, dass allein gewaltfreier Protest massenkompatibel und also erfolgsträchtig sein könne und beziehen sich dabei auf eine Reihe angeblicher historischer Vorbilder, von der Abschaffung der Sklaverei bis zum indischen Unabhängigkeitskampf. Malm kann diese Erzählung mühelos entkräften. In der Folge plädiert er für eine Erweiterung des taktischen Arsenals der Klimabewegungen um ein diffuses Konzept der Sabotage von fossilen Produktionsanlagen einerseits und Gegenständen des privaten Luxuskonsums wie Yachten, SUVs etc. andererseits, ohne dabei radikaleren gewalttätigen Taktiken wie dem bewaffneten Kampf oder gar einem wahllosen Terrorismus das Wort zu reden.

Mit diesen »direkten Aktionen« aus dem Repertoire der anarchistischen Tradition soll nun aber gerade keine staatenlose Gesellschaft errichtet werden, in der Freie und Gleiche in kollektiver Selbstregierung leben. Die ganze Militanz ist lediglich eine etwas andere Art des Lobbyings, mit dem eine ethisch legitimierte radikale Minderheit auf die politische Klasse an den Schalthebeln des bürgerlichen Staates mehr »Druck ausüben« kann, wenn sie sich demokratisch nicht durchsetzen kann.

Malm wünscht sich ein entschlossenes Handeln des Staates in den Krisen der Gegenwart und sieht im Krisenmanagement der Covid-19-Pandemie – trotz gewichtiger Kritikpunkte – einen Vorschein einer entschlossenen Klimapolitik. Dass er dieses Staatshandeln ohne jeden ersichtlichen Grund mit dem Kriegskommunismus der Bolschewiki kurzschließt ist eine hochgradig irreführende und gefährliche Verkehrung, die den Klasseninhalt des bürgerlichen Staates verwischt und seiner Notstandspolitik, die im vergangenen Jahr zur völligen politischen Demobilisierung linker Kräfte beigetragen hat, absurderweise einen »revolutionären« Nimbus verleiht.

Trotz aller Vorbehalte gegen Malms Antworten lohnt sich die Lektüre jedoch alleine schon darum, weil sie die richtige Frage stellen: Wie finden wir die Notbremse in diesem Zug, der Richtung Abgrund fährt.

Eine ausführlichere Fassung des Textes findet sich auf *http://versorgerin.stwst.at/autorin/johannes-hauer*

Johannes Hauer lebt in Leipzig. Derzeit arbeitet er gemeinsam mit zwei Genossinnen an einem Buch zu Kapitalismus und Klimawandel, das 2022 in der theorie.org*-Reihe des Schmetterling Verlags erscheinen wird.*

Vom Ressourcenparadies zur Flüchtlingshölle

Tomasz Konicz schreibt über die Pazifikinsel Nauru als Spiegelbild der Boom- und Krisenschübe des Spätkapitalismus.



Flüchtlingsunterkünfte auf Nauru (2012)

Seit ihrer »Entdeckung« in der frühen Neuzeit sind die Europäer fasziniert von der pazifischen Südsee, deren Inselwelten oft als Symbole für paradiesische Zustände, für Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit fungierten. Abgelegene Südseeinseln eignen sich seitdem hervorragend, um in Parabeln die in den jeweiligen Zeiträumen dominanten Vorstellungen vom grundlegenden Wesen von Mensch und Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. Die berühmteste dieser literarischen Erzählungen, die mehr über die Gesellschaft verraten, in der sie entstanden, als über ihren fiktiven Handlungsort, Daniel Defoes zum Beginn des 18. Jahrhunderts erschienener Roman Robinson Crusoe, begründete nicht nur die literarische Gattung der Robinsonaden. Die Erzählung über den europäischen Schiffbrüchigen, der in Eigenregie eine Miniatur der europäischen Zivilisation aufbaut und dabei einen wilden Ureinwohner »zähmt«, brachte auch die Ideologie von der zivilisatorischen Sendung Europas, von der »Bürde des Weißen Mannes« (White Man's Burden) zum Ausdruck, die die europäische Expansionsbewegung des frühen Imperialismus begleitete.

Abseits solcher ideologischen Projektionsleistungen, die zumeist darauf abzielten, die heimischen Meinungsmärkte zu bedienen, haben Inselgeschichten aus dem pazifischen Raum auch bei der Formierung der Umweltbewegung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die wissenschaftliche Erforschung des Aufstiegs und Niedergangs der wegen ihrer Steinmonumente bekannten Kultur der Osterinseln diente oft als ambivalentes, warnendes Beispiel für die Endlichkeit ökologischer Ressourcen, deren übermäßige Ausbeutung den Menschen ihre Lebensgrundlage nehme. In der Interpretation der Kulturgeschichte der Osterinsel, wo die Produktion der kolossalen Steinstatuen, der sogenannten Moai, im Verlauf eines zivilisatorischen Zusammenbruchs plötzlich eingestellt wurde, konkurrierten kritische, auch antikapitalistische Töne mit reaktionärem Kulturpessimismus, der diesen Kollaps auf ein unabänderliches, raubtierhaftes Wesen Mensch zurückführt.

Die jüngste Geschichte eines weiteren pazifischen Eilands, der kleinen Inselrepublik Nauru, kann indes zweifelsfrei rekonstruiert werden – und sie eignet sich tatsächlich zur Analogiebildung zwischen dem pazifischen Mikrokosmos einer in die Weltwirtschaft integrierten Insel, und dem großen Ganzen des kapitalistischen Weltsystems in seinem uferlosen, weltverheerenden Expansionsdrang. Die Koralleninsel Nauru, ein gehobenes Atoll, dessen höchste Erhebung ein erloschener Vulkan von 60 Metern Höhe bildet, ist mit einer Fläche von nur 21 Quadratkilometern und knapp 11 000 Staatsbürgern die kleinste Republik der Welt, sowie – nach dem Vatikan und Monaco – das drittkleinste Staatsgebilde. Die offizielle Kolonialgeschichte der am Äquator gelegenen Insel begann mit ihrer Annexion durch das Deutsche Reich im Jahr 1888, nachdem die Inselbevölkerung schon im Verlauf des 19. Jahrhundert aufgrund europäischer Einwanderung und eingeschleppter Krankheiten stark dezimiert wurde. Es folgte nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges die kampflose Einnahme der Insel durch australische Truppen Ende 1914, die zur Verwaltung des Eilands durch Australien bis 1968 führte – unterbrochen von einer kurzen und brutalen Besatzungszeit durch japanische Truppen während des Zweiten Weltkrieges, als ein Großteil der Inselbevölkerung deportiert wurde.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts wurden auf Nauru große Vorkommen an Phosphat entdeckt, das hauptsächlich bei der Herstellung von Düngemitteln Verwendung findet. Die Insel im Pazifik diente als Zwischenstopp und Brutstätte für viele Vögel, sodass deren meterhoher Kot in abertausenden von Jahren in einer chemischen Reaktion mit den Kalkböden des gehobenen Korallenatolls trat und sich – begünstigt vom tropischen Klima – in hochwertiges Calciumphosphat verwandelte, das einen weltweit kaum erreichten Reinheitsgrad aufwies. Während der deutschen Kolonialzeit wurde der 1907 beginnende Abbau des Phosphats durch die britische Pacific Phosphate Company betrieben, wobei das Deutsche Reich Dividenden kassierte – die Einwohner der Insel gingen bei dem Deal leer aus. Nach dem Ersten Weltkrieg teilten sich Australien, Großbritannien und Neuseeland die Profite aus dem Abbau des begehrten Rohstoffs auf.

Da aus Phosphat auch Sprengstoff hergestellt werden kann, war die kleine Insel im Zweiten Weltkrieg heftig umkämpft: Der Beschuss der Hafenanlagen von Nauru durch deutsche Kriegsschiffe, die Besetzung der Insel durch japanische Truppen, die Bombardierung des Eilands durch die US-Airforce – diese extensiven Kampfhandlungen haben starke Verwüstungen im empfindlichen Ökosystem Naurus hinterlassen. Nach dem Krieg wurde der ökologisch ruinöse Raubbau an den Phosphatvorkommen von Australien fortgesetzt und ausgeweitet. Als die Insel 1968 nach langwierigen Auseinandersetzungen mit Australien schließlich unter ihrem Gründungspräsidenten Hammer DeRoburt die Unabhängigkeit erlangt hatte, waren rund zwei Drittel der Phosphatvorkommen von den Kolonialmächten bereits abgebaut worden – und die daraus resultierenden ökologischen Schäden unübersehbar.

Die Inselbevölkerung konnte vom verbliebenen Ressourcenreichtum erst ab 1970 profitieren, als die junge Republik Nauru die British Phosphate Corporation verstaatlichte und in die Nauruische Phosphatgesellschaft überführte. In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die kleine Pazifikinsel zu einem Extremfall eines auf Ressourcenextraktion beruhenden Rentierstaates, wie sie derzeit noch in der ölreichen Golfregion zu finden sind. Die Republik wies – neben Saudi Arabien – eines der weltweit höchsten Durchschnittseinkommen auf, wobei der Staat als der zentrale Akteur bei der Verteilung der – in Relation zur geringen Bevölkerungszahl astronomischen – Einnahmen aus dem Phosphatabbau agierte. Aus diesen zwei Dekaden stammen die Geschichten über den sagenhaften, Reichtum der Inselbewohner, über die obszöne Verschwendungssucht auf dem knapp 3000 Kilometer nordöstlich von Australien gelegenen Eiland.

Die Insel wurde mit luxuriösen Villen bebaut, nahezu alle Inselbewohner hatten mehrere Fahrzeuge, mit denen sie auf dem wenigen Dutzend Kilometern asphaltierter Straße die Insel binnen weniger Minuten umfahren konnten. Die Dauerparty in den ersten zwei Dekaden nach der Unabhängigkeit ließ die Diabetesrate unter den Insulanern auf einen der weltweit höchsten Werte ansteigen. Der Staat, der sich einen riesigen, ineffizienten Beamtenapparat hielt, dessen eigentliche ökonomische

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 1



Von Roland Röder

Asyl für den letzten linken Kleingärtner

Wenn das mal keine gute Nachricht ist. »Der letzte linke Kleingärtner« bekommt Asyl in der VERSORGERIN. Ab dieser Ausgabe schreibe ich meine Gartenkolumne in diesem Revolverblatt des freien Denkens. Der nahende Frühling ist die richtige Zeit, um diese große wie Mut machende Entscheidung zu verkünden. Verantwortungsvolle Medien sind dazu angehalten, den Menschen in den Zeiten der Pandemie, den Weg zum Horizont der Hoffnung aufzuzeigen. Die Gartenkolumne ist wie ein großer Komposthaufen. Da kommt viel wertloses Zeugs drauf und am Ende – meist nach etwas über einem Jahr – kommt viel wertvolles Zeugs heraus in Form von nährstoffreichem Kompost.

Die linke Berliner Metropolenzeitung Jungle World setzte mich in der kalten Weihnachtszeit Ende letzten Jahres mit der Gartenkolumne auf die Straße. Eigentlich ein unfassbarer Frevel im deutschen Literaturbetrieb, der in der Tat überwiegend Betrieb ist und nur leicht Verdaubares auf den Markt wirft. Zuvor gewährte sie mir fast fünf Jahre Unterschlupf. Das muss man ihr hoch anrechnen. In 70 Kolumnen habe ich alles, was sich irgendwie links nennt, durch den Kakao, ach was, durch den Schmutz gezogen. Ob langweilige Fleischesser, ob besserwisserische Vegetarier, ob penetrante Veganer, ob meckernde Verbraucher, ob dumme Bauern, ob nervende Kunden, ob einfühlsame Mitmenschen, ob beste Kumpels von nebenan – alle mussten sie leiden, alle bekamen sie ihr Fett weg. Ist ja auch klar. Außer mir weiß sowieso niemand Bescheid. Dabei stichele ich besonders gern gegen die weit verbreiteten Klischees über Landwirtschaft und Gartenbau, die heile Welt des Bioanbaus und die böse Agrarindustrie. Bei all dem gerate ich schon mal derart ins Straucheln, dass ich Gefahr laufe, meine Meinung ändern zu müssen, was ich mit allen Mitteln zu verhindern suche. Ich bin nämlich stinkkonservativ, mag keine Veränderung und ich bleibe meinen Idealen treu. Versprochen.



Kurz vor der Ernte: freilebender Grünkohl

Und dazwischen wird es fortlaufend seriöse Anbautipps für allerhand leckeres Grünzeug geben. Zwischen all dem gackern und laufen meine fünf Hühner durchs Gehege und ab und an durch den 300 qm großen Gemüsegarten. Denn alles ist real. Nichts ist erfunden. Den Garten, die Hühner, das Grünzeug gibt es im analogen Leben. Keine App. Nichts Digitales. Nix Videokonferenz. In dieser Kolumne brummt das echte & das wahre Leben. Nur Handgemachtes kommt auf den Tisch. Keine böse Industrieware. Ach wie ist das schön.

Als erste Amtshandlung habe ich mir gleich mal die österreichische Nationalhymne angehört. Ich muss ja wissen, wie die Einheimischen ticken. Und siehe da, ich habe verstanden, warum die Redaktion der VERSORGERIN mir so bereitwillig Asyl bot. Kein normaler und mit dem Denken vertrauter Mensch aus Österreich wird sich diesen sinnentleerten Gefühlsbrei anhören. Deshalb habe ich diese Last auf mich genommen. Ich bin schließlich Gast hier und möchte etwas zurückzahlen. Beim Hören taumelt man vom Rand in den Abgrund der eigenen Bedeutungslosigkeit. Wenn, ja wenn da nicht etwas wäre, was mich elektrisiert hat und mich Österreich seitdem mit anderen Augen sehen lässt. Es durchbricht wie ein glockenheller Sonnenstrahl die heimattümelnde Tristesse, dieser wabernden und modrigen, musikalischen Gefühlsduselei : »Land der Äcker« heißt es schon prominent in der zweiten Zeile. Da schau her. Hier in Österreich hat man mich erwartet und gibt mir ein Zeichen. Hier werde ich gebraucht. Natürlich kann das kein Linker so direkt formulieren. Aber ich darf das.

Die Distanz, die Linke zu Nationalhymnen haben – außer zu denen, die sie in ihrer Bubble selber zelebrieren – ist die gleiche wie zur Landwirtschaft. Sie haben damit so viel zu tun wie der Veganer und die Veganerin mit dem Wiener Schnitzel. Nichts. Wenn Linke etwas von Agrar hören, dann flackern auf der Grundlage von Antipathie und Unwissen reflexhaft Bilder auf von dummen Bauern und bei manchen akademisch gestretchten Linken noch was von gutem Bioanbau. Letzteres ist Unfug, denn Biolandwirtschaft ist kein anderes Wirtschaftssystem, sondern eine andere Anbaumethode. Bauernhöfe kennen Linke entweder nur aus schlechten Kinderbüchern aus ihrer ebenso schlechten Kindheit oder wenn sie mit den eigenen Kindern dort auflaufen, um dem Nachwuchs zu zeigen, was chronologisch vor der Bratwurst, vor der Salami und vor dem Schnitzel noch in der Welt passiert. Folglich findet sich auch in den Archiven wenig dazu und in den universitären Abschlussarbeiten wird das Thema ebenfalls nicht aus linker Perspektive durch den Diskurswolf gedreht. Es herrscht viel Ödnis und Leere.

Und das Schöne an dieser Gartenkolumne: Sie ist politisch voll korrekt und kann unbeschwert genossen werden, da sie im Rahmen meiner Arbeit bei der Aktion 3.Welt Saar e.V. voll organisch in der Abteilung »Ackerbau & Viehzucht« das Licht der Welt erblickt. Was machen die? Nun, alles, was nötig ist, um die Welt zu retten. Jedenfalls wird die Kolumne dort geprüft, abgenommen und fair versiegelt. Sie ist halt »Made in Germany«.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff „Hobby" nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX und im Hardcore Magazin ZAP.

Funktion in der materiellen Versorgung der größtenteils funktionslosen Staatsdiener bestand, heuerte Heerscharen von Wanderarbeitern an, die nicht nur den konkreten Phosphatabbau durchführten, sondern auch als Haushaltshilfskräfte arbeiteten, um den neureichen Bürgern Naurus buchstäblich die Toiletten zu putzen. Alle öffentlichen Dienstleistungen, wie Strom, Wasser, Krankenversorgung waren kostenlos in diesem auf Raubbau errichteten, flüchtigen Inselparadies, in dem keine Steuern erhoben wurden.

Angeleitet von windigen Wirtschaftsberatern der ehemaligen Kolonialmächte, investierte Nauru die Einnahmen in Projekte, die sich größtenteils als finanzielle Desaster herausstellten. Das größte dieser Investitionsvorhaben, die Fluggesellschaft Air Nauru, die zur dominanten Linie im pazifischen Raum aufsteigen sollte, war hochdefizitär; sie wies eine durchschnittliche Auslastung von gerade mal 20 Prozent auf und verschlang aufgrund ausartender Defizite rund 600 Millionen Dollar. Der Staatsfonds Naurus, der »Nauru Phosphate Royalties Trust«, investiere in Immobilien und Tourismus-Projekte, vorwiegend in Australien, wo mitunter Stadtviertel und ein Wolkenkratzer in Melbourne, das Nauru House, aufgekauft wurden. Diese katastrophale Investitionsstrategie kulminierte 1992 in einem Musical am Londoner Strand Theatre, dass Nauru für etliche Millionen Pfund finanzierte – und das umgehend floppte und schon nach wenigen Wochen abgesetzt werden musste.

In den späten 90er Jahren und zur Jahrtausendwende folgte der ökonomische Absturz der einstigen Paradiesinsel. Während die desaströsen Investitionen Naurus in Immobilien, Musicals und Fluggesellschaften viele Millionen verschlangen, gingen die Einnahmen aus dem Phosphatabbau beständig zurück. Es folgten Unruhen, Regierungsstürze, sowie die faktische Staatspleite samt dem Zusammenbruch der Ökonomie. Das Eiland ist ökologisch verwüstet, da im Verlauf des dekadenlangen Raubbaus ein großer Teil der Inselfläche schlicht abgetragen worden ist. Das, was von Nauru übrig geblieben ist, besteht aus einem mit Palmen bewachsenen Küstenstreifen, hinter dem sich eine Mondlandschaft verbirgt. Der natürliche Reichtum, der sich während sehr langer, prähistorischer Zeiträume auf der Insel bildete – er wurde binnen weniger Dekaden rücksichtsloser kapitalistischer Extraktion vernichtet. Auf der ökologisch verwüsteten und ökonomisch ruinierten Insel setzte folglich eine verzweifelte Suche nach neuen Einnahmequellen ein.

Die Inselrepublik erfuhr einen Prozess rapider Verwilderung, bei dem Nauru zeitweise als eine Steueroase und Geldwaschanlage für das organisierte Verbrechen fungierte. Mitunter wurden schlicht Pässe an Interessierte für einen Preis von 15 000 Dollar verkauft – darunter sollen auch islamistische Terroristen gewesen sein. Die russische Mafia und lateinamerikanische Drogenkartelle sollen über Briefkastenfirmen auf dem Eiland mehr als 80 Milliarden US-Dollar geschleust haben. Um das Jahr 2000 herum stellten etliche US-Banken und die Deutsche Bank sämtliche Zahlungen an die Zentralbank von Nauru ein, während das US-Außenministerium die Inselrepublik in einem Bericht als ein wichtiges Zentrum für Geldwäsche bezeichnete. Zeitweise gab es keinerlei Aufsicht über die dunklen Finanzströme, die durch das Steuer- und Finanzparadies flossen, das nur von den britischen Kaimaninseln bei den Finanztransaktionen pro Einwohner übertroffen wurde. Fortan tauchte das klamme Eiland immer wieder an führender Stelle auf entsprechenden schwarzen Listen der USA, der G8 oder der OECD auf, bis zunehmender Druck Nauru zwang, ab 2005 das lukrative Geschäftsmodell einer mafiösen Steueroase und Geldwaschanlage aufzugeben und entsprechende Regelungen zu erlassen.

Es zeichneten sich überdies neue »Einnahmequellen« ab, die Nauru die Abkehr von der pazifischen Mafiawirtschaft erleichterten. Australien suchte Anfang des 21. Jahrhunderts einen möglichst unwirtlichen, abgelegenen Ort, an dem die Flüchtlinge untergebracht werden konnten, die an der Nordküste des Kontinents landeten. Das klamme Nauru, eine weit abgelegene Mondlandschaft mitten im Pazifik, schien wie gemacht dafür, unter möglichst harten Bedingungen all jene Menschen aus den Zusammenbruchs- und Elendsregionen Asiens zu verwahren, die eine Flucht nach Down Under wagten. Was als eine Ad-hoc-Maßnahme begann, als 2001 afghanische Flüchtlinge, die vom norwegischen Tanker Tampa aus Seenot gerettet wurden, in australischen Hoheitsgewässern auf Kriegsschiffe verladen und in Nauru interniert wurden, wandelte sich in den kommenden beiden Dekaden zur berüchtigten »pazifischen Lösung« der australischen Flüchtlingskrise: ein brutales, durch private Firmen betriebenes Lagersystems im Pazifik, das vor allem auf Abschreckung ausgerichtet war.

Das drakonische Lagersystem auf den Pazifikinseln Nauru und Manus Island bedeutete im Endeffekt die psychische Vernichtung der dort internierten Menschen. Es produziere »tote Seele in lebenden Körpern«, alarmierte die Nichtregierungsorganisation Human Rights Watch (HRW) in Anspielung auf Aussagen von Lagerinsassen. Die Menschen würden dort jahrelang in Unsicherheit, Isolation und Tatenlosigkeit festgehalten, während Misshandlungen, sexuelle Übergriffe und medizinische Vernachlässigung seitens des Wachpersonals weitverbreitet seien. Die Unfähigkeit der australischen Regierung, diese Praxis »schwerwiegender Misshandlungen« zu beenden, deute darauf hin, dass es sich um eine »absichtlich verfolgte Politik« handele, mit der Asylsuchende abgeschreckt werden sollen.

Der Traumaexperte Paul Stevenson, der auf den berüchtigten Pazifikinseln eigentlich die geistige Gesundheit der Wachmannschaften gewährleisten sollte, berichtete gegenüber dem britischen The Guardian darüber, was die Mischung aus »weißer« Isolationsfolter und offenem Missbrauch mit den Flüchtlingen macht. Die Gräueltaten seien das Schlimmste gewesen, was ihm in seiner 43-jährigen Karriere begegnet sei – jeder in Ödnis, Unsicherheit und Tatenlosigkeit verbrachte Tag sei eine Demoralisierung, so Stevenson. Während seiner Dienstzeit hätten sechs Kinder, die dort ohne Eltern festgehalten wurden, gemeinsam einen Selbstmordversuch unternommen. Eine Frau habe in fünf Wochen sieben Selbstmordversuche unternommen und damit gedroht, ihre Tochter umzubringen. Sie musste schließlich fixiert werden, nachdem sie nicht aufhören wollte, mit ihrem Kopf gegen den Boden zu schlagen. Eine Mutter berichtete von sexuellem Missbrauch ihres dreijährigen Kindes durch Wachmannschaften, den anzuzeigen sie sich lange Zeit fürchtete. Erst nach ihrer Ankunft in Australien sprach sie offen darüber. Eine Ehefrau, die getrennt von ihrem Mann auf Nauru festgehalten war, hat sich dessen Namen mit einer Rasierklinge auf die Brust geritzt. Ein Asylbewerber hat sich den Bauch selbst aufgeschlitzt, nachdem ihm verwehrt wurde, mit einem Verwandten zu sprechen, der gerade dabei war, vom Dach einer Baracke zu springen.

Das, was Australien auf dem durch Privatunternehmen betriebenen »Niemandsland« im Pazifik errichtete, kann getrost als Fortführung der Konzentrationslager im Kolonialismus bezeichnet werden, wo die psychische Vernichtung der internierten Menschen mit den »wissenschaftlichen« Erkenntnissen der Isolationsfolter betrieben wurde. Nach einem Aufstand im Juni 2013, bei dem ein Teil des Lagers zerstört wurde, und angesichts zunehmender weltweiter Empörung fand in den letzten Jahren ein gradueller Politikwechsel in Canberra statt. Im Rahmen eines 2016 abgeschlossenen Umsiedlungsabkommens mit Washington konnte bis 2019 ein Großteil der Lagerinsassen das Lager in Nauru verlassen. Die letzten Kinder verließen das ehemalige Inselparadies, das zu einer Flüchtlingshölle geworden war, im Februar 2019 Richtung Vereinigte Staaten. Im Mai 2020 befanden sich noch 211 Flüchtlinge im Lager auf Nauru, während 1220 ehemalige Lagerinsassen in Australien interniert wurden.

Tomasz Konicz ist als Buchautor und freier Journalist tätig – unter anderem für Konkret, Telepolis *und* Neues Deutschland.

»Wachse oder Weiche«

Felix Riedel zeigt, was die Gemeinsame Agrarpolitik der EU (GAP) über Kapitalismus und Staatsintervention lehrt.


Bild: Diego Delso (CC BY-SA 3.0)

Schön anzuschauen, aber Teil einer destruktiven Strategie: Sonnenblumen in Cardejón.

Alle sieben Jahre verplant die EU ihre Fördermittel der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP). In der aktuellen Förderphase werden bis 2027 insgesamt 365 Mrd. Euro in zwei Säulen an eine stetig schrumpfende Schicht der europäischen Bevölkerung verteilt. Bis 2023 laufen die Nachverhandlungen über Details. Da bislang 80% der Mittel an die reichsten 20% der rund 13,7 Millionen Betriebe in der EU gingen,[1] stellt sich zuallererst die Frage: Wie setzt eine technologisch hochgerüstete Agrarindustrie überhaupt die Forderung nach öffentlichen Fördermitteln durch? Der Ursprung dieser Umverteilung von unten nach oben führt zurück in die Geschichte der EU und ist ein Paradebeispiel für Staatsintervention auf Grundlage marktliberaler Ideologie.

1958 wurden in der Stresa-Konferenz drei Grundprinzipien für die europäische Landwirtschaft beschlossen: ein liberalisierter Binnenmarkt, protektionistische Schutzzölle für Importe von außerhalb der Mitgliedsstaaten, Subventionierung. So sollte die Quadratur des Kreises gelingen: Produktivitätssteigerungen durch Konzentration und Rationalisierung der Produktionsmittel, aber ohne die daraus in anderen Industriezweigen zwangsläufig entstehenden Massenentlassungen der Arbeitskräfte – bei wiederum gleichzeitigem Erhalt der Konkurrenz im Interesse der Konsumenten an immer günstigeren Lebensmitteln. Die Bedeutung der GAP für die EU ist immens: In den 1980ern waren noch 70% der EU-Mittel für die GAP reserviert. Heute sind es immer noch um die 37%. Das Hauptprojekt der EU war, eine bäuerliche Schicht in einer komplexen Geographie gegen internationale Konkurrenz zu erhalten, die viel größere Flächen mit größeren Maschinen und mit geringem Einsatz von Lohnkosten bewirtschaftete.

Europaweit ist die GAP in allen Bereichen vollumfänglich an den Realitäten gescheitert. Die staatlichen Interventionen halfen durchweg den stärksten und größten Betrieben am meisten und forcierten dadurch die Konkurrenz und die Konzentration von Produktionsmitteln. In Deutschland wurden 75% der Betriebe seit 1975 aufgelöst. Das Höfesterben hat der Vorsitzende des deutschen Bauernverbandes Joachim Rukwied als »akzeptablen Prozess« gewertet, und dass die Förderpolitik Menschen in die Arbeitslosigkeit treibt, verkauft er euphemistisch als »Strukturwandel«.[2] Die Parole »wachse oder weiche« wurde zur Gebetsformel der Agrarlobby.

Auch die Konkurrenz innerhalb der EU hat sich erhalten oder verschärft. Deutschland galt in der Anfangszeit als Entwicklungsland, das gegen Frankreich und die Niederlande ins Hintertreffen geraten war. Heute machen deutsche Äcker mit ihren Getreideerträgen von sieben Tonnen pro Hektar[3] den osteuropäischen Betrieben Konkurrenz, die wie in Estland nur etwa 4 Tonnen pro Hektar einfahren, während im subsaharischen Afrika der Schnitt bei etwa 2 Tonnen liegt. Rumänien hält ein Drittel der Betriebe in der EU, liefert aber nur 3% der Gesamtproduktion. Entsprechend spottet die Agrarlobby über das Land, das durch Reformen zum Ziel von Investoren werden soll – was absehbar auf Kosten der kleinen Betriebe und der hochdiversen Ökologie gehen wird. Die Gemüseproduktion in Italien und Spanien greift seriell auf die Sklaverei und extreme Ausbeutung von Geflüchteten zurück, um mit den robotisierten Gewächshäusern und kurzen Lieferwegen der Niederlande mithalten zu können. China hingegen steuert mit einem massiven Ausbau der eigenen Schweineproduktion der Importabhängigkeit von deutschen und niederländischen Megabetrieben mit teilweise über 50.000 Schweinen pro Betrieb entgegen – mit entsprechenden ökologischen Folgen, darunter die massive Ammoniakausgasung aus den Betrieben als »Critical Load« in die Umgebung und die Ausrichtung der Betriebe im Umland auf die intensive Futtermittelproduktion.

Zur Staatsintervention gehörte auch, einen Krieg gegen die Natur zu entfesseln. In Wellen der Flurbereinigung konnten die Widrigkeiten der Geographie weitgehend ausgeschaltet werden. Mit staatlichen Hilfen wurden Gewässer verfüllt, verrohrt und begradigt, Hecken beseitigt und Felder vergrößert. In Niedersachsen und Schleswig-Holstein wurden Moore mit sogenannten »Mammutpflügen« über 2 Meter tief bis in die Lehmschicht hinein umgebrochen und dadurch dauerhaft entwässert. In Mitteleuropa sind heute Felder mit mehreren Hektar monotoner Ackerfläche »normal«. In den Alpenländern erweiterte man Holzmonokulturen und Milchproduktion, jedoch blieben gerade in den unzugänglicheren Alpenregionen viele traditionelle Wirtschaftsformen wie die Sennereien länger erhalten, weil sie qualitativ hochwertige und arbeitsintensive Produkte wie Käse liefern konnten. Durch Hinzufügen von hochspezialisierter Arbeitskraft können bis heute auch kleinere Flächen hochwertigere Produkte, insbesondere Bioprodukte oder Wein herstellen. Österreichs landwirtschaftliche Nutzfläche wird heute zu 26% ökologisch bewirtschaftet,[4] während es in Deutschland nur ca. 9% sind[5] – obwohl beide Länder die gleiche Förderkulisse der EU beanspruchen können.

Alle Versuche, umzusteuern, schlugen ins Gegenteil um. In den 1990ern wurden Preisgarantien in eine produktionsunabhängige Flächenförderung umgewandelt. Das hätte zum Vorteil der Ökologie sein können: Schließlich erfolgte die Förderung unabhängig davon, wie viel das Land produziert. De facto aber konnten und mussten Betriebe die Flächenprämie auf ihre Erträge aufsatteln, der Konkurrenzdruck blieb erhalten. Jetzt erst setzte ein regelrechter Totalverlust der landwirtschaftlichen Flächen für die Ökologie ein. Waren diese bis zur Einführung von Kunstdünger und Mähwerken zu 100% artenreiches Kulturland, sind sie vor allem in den letzten dreißig Jahren grüne Wüste ohne jeden ökologischen Wert geworden. Die Artenvielfalt sank in Mitteleuropa mit dem staatlich organisierten und geförderten Biotopverlust um über 70% bei den Insekten. Ähnlich drastische Rückgänge waren auch bei anderen Tiergruppen sowie bei Pflanzen- und Pilzarten zu verzeichnen. Viele Arten der Ackerbrachen und Wiesen sind in der Fläche praktisch komplett verschwunden und überdauern als Inselpopulationen nur noch in einigen besonders geschützten Biotopen. Fordert die neue GAP künftig 10% der landwirtschaftlichen Nutzflächen ökologisch zu bewirtschaften, bedeutet das demnach gegenüber 1950 immer noch einen Verlust von 90% der Fläche für die Artenvielfalt. Instrumente wie Greening (Anbaudiversifizierung, Dauergrünland & ökologische Vorrangflächen) und Cross Compliance (Einhaltung anderweitiger Standards wie z.B. Tierschutz) bleiben angesichts der Dimensionen der Probleme reine Kosmetik. So enthalten die für die Subventionen erforderlichen Blühstreifenmischungen Gründüngungspflanzen wie Ölrettich und Senf, deren Ansaat eigentlich im Eigeninteresse der Bauern liegen sollte, und Neophyten, die vor allem dem ungebildeten menschlichen Auge gefallen sollen: zum Beispiel Ringelblumen und Sonnenblumen. Dadurch will die Agrarlobby ihr Image aufpolieren, um von den Ursachen abzulenken: Raubbau durch staatlich forcierte Konkurrenz.

Bürgerliche Ideologie setzt an die Stelle von regulatorischen Maßnahmen systematisch vermeintlich positive Begriffe wie »Förderung«, »Anreize«, »Subventionen«. Auf Grundlage der grotesken Eigentumsschere in der Landwirtschaft wird aus staatlicher Intervention zur vermeintlichen Linderung von Konkurrenz automatisch staatlich organisierte Förderung der stärksten Konkurrenten. Ideologisch wird das durch den Rückgriff auf alte Bauernbilder verschleiert. So treten als Sprecher*innen der Agrarlobby fast immer Vertreter der obersten 2% vor die Kamera, die mehr als 100 Hektar Land besitzen. Ihre Strategie ist, sich als kleine, arme Bauern zu maskieren, die trotz harter Arbeit zu nichts kämen. Ihr vermeintlich geringes Gehalt geht jedoch mit einem anwachsendem Betriebsvermögen einher. So gelingt es den obersten 2%, die Umverteilung von unten nach oben in die Rhetorik eines Klassenkampfes von unten zu verkleiden und den Naturschutz als Gegner zu präsentieren. Diese Strategie wird nun auch auf die Forstwirtschaft übertragen. Hier existierte bislang eine Obergrenze von Fördermitteln pro Betrieb. Diese Obergrenze wird vor allem von adeligen Großgrundbesitzern angegriffen, die mit CO_2-Zertifikaten und Wiederaufforstungsfonds eine Quasi-Flächenprämie in der Forstwirtschaft platzieren wollen. Auch hier verkleidet sich der deutsche Waldadel mit über zehntausend Hektar Wald als Bündnispartner der kleinen Waldbesitzer, die oft weniger als einen Hektar genossenschaftlich bewirtschaften.

Es ist Teil der bürgerlichen Ideologie, die planwirtschaftlichen Eingriffe des Staates dort einzufordern, wo es den größten Eigentümern der Produktionsmittel nützt. Mit dem Argument der Ernährung von künftig acht Milliarden Menschen wird planförmige Wirtschaftsweise und Verteilung suggeriert. Die Produktivkräfte im Kapitalismus bewirken aber das Gegenteil dessen, was die gleichen Produktivkräfte in einer Planwirtschaft bewirken könnten. Auch noch so vernünftige Fortschritte der Technologie verkehren sich in einem System allseitiger Konkurrenz in zerstörerische und irrationale Mittel. Die Befreiung von Arbeit in der Landwirtschaft sorgte nicht für Freiheit vom Arbeitszwang, sondern für Artensterben und Degradierung von Böden. Die Ideologie der Agrarlobby gibt vor, über Umverteilung von unten nach oben und Konzentration von Produktionsmitteln zu einem gesellschaftlichen Ganzen produktiv beizutragen. Die objektiven technischen Möglichkeiten werden fantasiert als Teil einer tatsächlich auf Freiheit, Vernunft und Gerechtigkeit ausgerichteten Planwirtschaft, also einer bislang unbekannten Produktionsform. Die Megabetriebe sind aber keine Staatsdomänen, sondern Privatunternehmen. Sie produzieren zuallererst individuellen Reichtum. Das gleiche Problem weist das Modell des Green New Deal auf, den Alexandria Ocasio-Cortez in den USA, Labour in England, Grüne und Linke in Deutschland und die SPÖ in Österreich begeistert aufgegriffen haben. So soll Wirtschaftswachstum durch staatliche Investition und einen staatlich koordinierten Strukturwandel einfach in die Umwelttechnologien verschoben werden. Suggeriert wird, dass der aktuelle Ressourcenverbrauch nur eine parteiideologische Frage ist und es ein grünes Wachstum geben könne. In der Landwirtschaft ist bekannt, dass sich hinter Wachstum zwangsläufig ein brutaler Existenzkampf verbirgt. Hier hat man sich sogar dazu bekannt: Wachse oder weiche! Das wird auch kapitallogisches Prinzip eines New Green Deal sein.

[1] *https://www.nabu.de/natur-und-landschaft/landnutzung/landwirtschaft/agrarpolitik/eu-agrarreform/24764.html*
[2] *https://taz.de/Bauernverbandschef-ueber-Umweltschutz/!5419830/*
[3] *https://de.theglobaleconomy.com/rankings/cereal_yield/*
[4] *https://de.statista.com/statistik/daten/studie/473634/umfrage/anteil-der-bio-flaeche-an-der-gesamten-landwirtschaftlichen-nutzflaeche-in-oesterreich/*
[5] *https://www.thuenen.de/de/thema/oekologischer-landbau/aktuelle-trends-der-deutschen-oekobranche/oekolandbau-in-zahlen/*

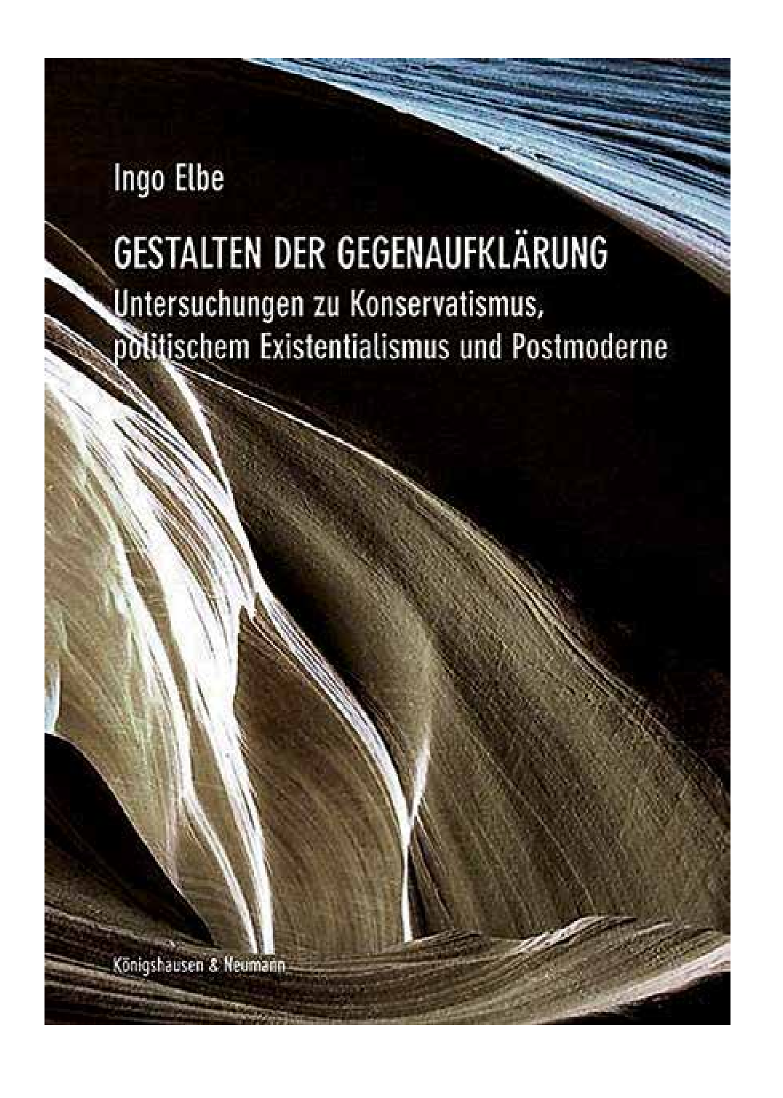
Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten. www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.de

Aufeinanderprallende Partikularitäten

Mathias Beschorner über den Sammelband »Gestalten der Gegenaufklärung« von Ingo Elbe.

»Wer glaubt, in emanzipatorischer Absicht gegen die konservative Beschwörung von homogener Identität die postmoderne Zerstreuung und Temporalisierung des Subjekts anführen oder mit Foucault gegen rechte *fake news* argumentieren zu können, ist also auf dem Holzweg. Selbst einen Verbündeten im Kampf gegen den vielbeschworenen Gegner ‚Neoliberalismus' findet man hier nicht.«
(Ingo Elbe)

Ingo Elbe ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zu seinen thematischen Schwerpunkten gehören politische Philosophie, Kritische Theorie und Marxrezeption, über die er 2008 mit dem Titel *Marx im Westen* promovierte. In der im vergangenen Jahr geführten Debatte um den Historiker und postkolonialen Theoretiker Achille Mbembe trat Elbe als scharfer Kritiker nicht nur Mbembes auf, sondern insistierte in *Welt* und *Taz* darauf, dass den theoretischen Angelpunkten der postcolonial studies selbst eine kritische Aufarbeitung nottue, da hier eine Infragestellung der Singularität der Shoah von links betrieben würde.[1] Berechtigterweise bescheinigt Elbe postkolonialen Ansätzen damit – vor allem in der Tradition von Michel Foucault, Edward Said und Judith Butler stehend – einen »systematische[n] Zusammenhang zwischen begrifflicher Einebnung der Spezifik des Antisemitismus, der Relativierung der Schoah und einer Dämonisierung Israels«[2].



Mit *Gestalten der Gegenaufklärung. Untersuchungen zu Konservatismus, politischem Existenzialismus und Postmoderne* versammelt Elbe nun auf 312 Seiten erweiterte Aufsätze der vergangenen Jahre, die nicht minder scharf postmoderne Theorien in das Zentrum der Kritik rücken. Elbes ideologiekritische Analysen erinnern hierbei nicht nur vom namensgebenden Titel an den 2011 erschienen Sammelband *Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft* von Alex Gruber und Philipp Lenhard, sondern decken sich auch inhaltlich in einigen Punkten mit diesem Band.

Das Subjekt der Aufklärung und die *Kritik der instrumentellen Vernunft von rechts*

Vorangestellt ist dem Buch ein knapp gehaltenes Kapitel, in dem Elbe an den Klassikern politischer Philosophie der Aufklärung – Hobbes, Locke, Hume, Rousseau, Kant – die Entwicklung des modernen Kontraktualismus und den damit verbundenen rechtstheoretischen Aporien, Selbstkritiken sowie Modifikationen, wie etwa das Aufwerfen der sozialen Frage durch Rousseau oder Kants Idee des ewigen Friedens, erörtert. Markant ist hierbei hervorzuheben – und damit ist der Ausgangspunkt von Elbes Sammelband gelegt –, dass Kontraktualismus und Universalismus aufklärerischer Provenienz trotz all der hervorgebrachten »historische[n], klassenspezifische[n], koloniale[n] und patriarchale[n] Partikularismen« im Gegensatz zum Konservatismus »traditionalistische[n] und kollektivistische[n] Begründungsstrategie[n]« naturrechtlicher Legitimation trotzen, da politische Herrschaft im Sinn der Aufklärung sich »vor dem Individuum rechtfertigen muss«. Insofern, so Elbe, seien die mit dem Universalismus kontraktualistischen Denkens produzierten Partikularismen historisch durch Marxismus, Feminismus, Kommunitarismus und postkolonialer Theorie einer berechtigten Kritik unterzogen worden. Elbes Analysen gliedern sich darüber hinaus in drei Blöcke: Konservatismus und politischer Existentialismus, postmoderne Theorien des Politischen und Antisemitismus im Kontext. Dieser Logik folgend stellt Elbe konservative und postmoderne »Denkströmungen« in einem Zusammenhang und attestiert eine ideologisch-schwelende Querfront, die ideengeschichtlich bei Nietzsche, Schmitt und Heidegger anknüpft und in Uniseminaren sowie Antirassismusworkshops »die Grundmotive der Aufklärung bekämpft«, indem das Projekt der Aufklärung als eurozentrisches bzw. partikulares Programm zu entlarven gesucht werde.

Was Konservatismus, politischen Existenzialismus und Postmoderne hierbei eint, ist, dass alle drei Strömungen gegen das Subjekt der Aufklärung anthropologisch oder dezisionistisch fundiert ‚lokale', ‚andere' oder ‚bodenständige' Entitäten als Angelpunkt einer entfremdeten und durchkapitalisierten Moderne in Anschlag bringen. Elbe argumentiert hierbei anhand der im Band versammelten Beispiele überzeugend, dass damit lediglich Argumentationsmuster erzeugt werden, die dazu führen, dass problematischerweise das »Aufeinanderprallen von Partikularitäten« hervorgebracht wird. Zwar, so Elbe, zerfallen alle drei Strömungen in etliche Variationen, jedoch geht es Elbe zentral darum aufzuzeigen, wie sich vereinseitigend gegen den Universalismus der Aufklärung gestellt wird und das Individuum in ein »wie auch immer bestimmte[s] partikulare[s] ‚Sein'« aufzulösen gesucht wird, um dann im Sinne des Volkes, der Nation, Natur oder der Kultur Kontraktualismus, Gewaltenteilung, liberale Demokratie zu bekämpfen. Die engen Überschneidungen von Konservatismus und Postmoderne mögen auf ideengeschichtlicher Ebene in einem Re-Import des deutschen Denkens von Nietzsche und Heidegger durch den französischen Poststrukturalismus zu suchen sein. Sie zeigen sich dann fatalerweise jedoch in der politischen Realität im »postkolonialen Israelhass« im Allgemeinen oder aber im Besonderen an der von Judith Butler betriebenen Eingemeindung der islamfaschistischen Terrororganisa-tionen Hamas und Hisbollah als Teil einer globalen Linken. Wie eng und kaum unterscheidbar die Positionen hierbei bisweilen sind, verdeutlicht Elbe am Beispiel des Ethnopluralismus der Neuen Rechten, der mit maßgeblichen »Überschneidungen« mit »linksidentitäre[n] Kulturalismen« daherkomme[3], was bereits 1987 von Alain Finkielkraut herausgearbeitet worden sei.[4] In der Tradition dezisionistischer Ansätze werden hierbei ein Begriff von Wahrheit, Vernunft und objektiver Erkenntnis ‚dekonstruiert' und eine »Flucht in naturalistische Ideologien und kollektivistische Bewegungen« angestrebt. Die versammelten Aufsätze untersuchen derartige Fluchtversuche dann minutiös im Einzelnen für den Konservatismus und Existenzialismus an Joseph de Maistres *Anti-Gesellschaftsvertrag*, Carl Schmitts faschistischem *Begriff des Politischen* und *Theorie des Partisanen*, Karl Jaspers' Beitrag zur *Wiedergutwerdung der Deutschen* (Eike Geisel), mit der in der Bundesrepublik guten Gewissens gegen den Staat Israel Politik gemacht werde, Hannah Arendts anthropologisch begründeter Trias von *arbeiten, herstellen* und *handeln* sowie Hans-Georg Gadamers hermeneutischer Philosophie. Für die Postmoderne untersucht Elbe gesondert am Beispiel Ernesto Laclaus Postmarxismus sowie Chantal Mouffes Theorie die politischen linkspopulistischen Fluchtversuche, die man wohl als Renaissance der Schmittschen Freund/Feind Unterscheidung begreifen sollte.
Ist es etwa in Joseph de Maistres und Carl Schmitts Werken selbst nicht allzu schwierig, faschistische Tendenzen und biologistisch sowie naturalistisch tradierte Sujets und Argumentationsschablonen herauszuschälen, so überzeugen vor allem die Abhandlungen zu Hannah Arendts konservativer Theorie wirtschaftlichen Wachstums und Chantal Mouffes postmoderner Theorie – die wesentlich breiter von links rezipiert werden. Elbe verdeutlicht hierbei überzeugend die problematischen, naturalisierenden und gegenaufklärerischen Tendenzen in den Werken beider Autorinnen.

Antisemitismus im Kontext

»Wer keinen Begriff von Antisemitismus hat, der kann auch keinen von der Shoah entwickeln. Und so lässt sich denn für die Protagonisten des akademischen Antirassismus eine erschreckende Unkenntnis und Relativierung der Präzedenzlosigkeit und Besonderheit des Holocaust feststellen.«

Der dritte Abschnitt beginnt mit einer abwägenden Kritik an Raphael Gross' Untersuchung *Anständig geblieben*, die, so Elbe, zwar »einiges zum Verständnis der Kontinuitäten [und dem Fortleben] deutscher Ideologie resp. Moral« beitrüge, sich jedoch sozialpsychologisch fundierter NS-Täterfoschung entziehe. Am Beispiel des Religionswissenschaftlers und Antisemitismusbeauftragten des Landes Baden-Württemberg, Michael Blume, kritisiert Elbe hingegen dessen »hochspekulativen und überhistorischen Antisemitismusbegriff«, der mit »Ahistorismus« und der »Entspezifizierung des Antisemitismus« einherginge und »die gesamte moderne Antisemitismusforschung« »ignorier[e]«. Um einen Bogen zur eingangs erwähnten Debatte um Mbembe und den Postkolonialismus zu spannen, lässt sich der abschließende Aufsatz *... it's not systemic* heranziehen, der die Sammlung abrundet und den akademisch getrimmten Antirassismus und Politikaktivismus unter die Lupe nimmt. Elbe verdeutlicht an Beispielen wie Linda Sarsour, Karen Brodkin oder eben Mbembe, wie in diesem Diskurs die »Eskamotierung des Antisemitismus, Relativierung des Holocaust, Islam-Apologetik und Feindschaft gegen Israel [...] einen systematischen Zusammenhang« bilden. Es lässt sich argumentieren, dass die postkoloniale Holocaustrelativierung im Anschluss an Theoretiker wie Hannah Arendt, Giorgio Agamben und Zygmunt Bauman – die alle auf eine je bestimmte Weise das Spezifische und Besondere der Shoah tilgen und teilweise versuchen, den Holocaust durch die Moderne zu erklären – der positivistisch orientierten vergleichenden Genozidforschung, die Kolonialgenozide und den Holocaust anhand von Zahlen aufrechnet, hierbei um nichts nachsteht.

In Elbes Auseinandersetzungen mit den benannten Autoren und Autorinnen scheint freilich auf, was das Grundmotiv des Bandes ausmacht – etwa wenn Elbe Friedrich Schiller mit Schmitt kontrastiert oder im Rückgriff auf Adornos *Jargon der Eigentlichkeit* Jaspers' existentialistischen Moralsubjektivismus kritisiert –, nämlich, was eine bestimmte Negation kapitalistischer Moderne in ihrer Kritik an den nicht eingelösten Versprechen der bürgerlichen Gesellschaft bedeuten sollte. Dass zuletzt nicht nur Kritiken am Postkolonialismus von Elbe selbst in eher postmodern gestimmten Medien wie *Taz* erschienen sind[5], deutet zumindest darauf, dass ein wenig Bewegung in der von Elbe zu Recht konstatierten »hegemoniale[n] Tendenz innerhalb des akademischen Antirassismus« zu verzeichnen ist. Die Aufsatzsammlung ist uneingeschränkt zu empfehlen und es ist den kritischen Eingriffen Elbes zu wünschen, dass sie den Weg in eines der postcolonial und gender studies Seminare finden mögen und den ein oder anderen Adepten und Multiplikatoren der Gegenaufklärung Unbehagen bereiten mögen: *Sapere aude.*

Elbe, Ingo (2020): *Gestalten der Gegenaufklärung. Untersuchungen zu Konservatismus, politischem Existentialismus und Postmoderne.* Königshausen & Neumann: Würzburg, 312 Seiten, 38,00.

---

[1] Vgl. Elbe, Ingo (2020): *Wenn Linke einen Schlussstrich unter Auschwitz fordern.* In: Welt am 08.06.2020

[2] Siehe Elbe, Ingo (2020): *Die postkoloniale Schablone.* Zur Diskussion über Achille Mbembe gehören auch die postkolonialen Studien selbst. Sie sind Teil des Problems, selbst beim Thema Antisemitismus. In: Taz. 14.5.2020

[3] Vgl. auch: Beschorner, Mathias (2020): *Zwillingsbrüder im Geist der Gegenaufklärung.* Zur Konvergenz von historistischer und postmoderner Geschichtsauffassung oder warum das Einfühlen in die Geschichte noch nie einen emanzipatorischen Gehalt hatte. In: Kritiknetz – Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft.

[4] Vgl. Finkielkraut, Alain (1987): *Die Niederlage des Denkens.* Rowohlt: Reinbek.

[5] Vgl. auch Grigat, Stephan (2020): *Zionismus und Universalismus.* Mbembes Fanclub nimmt dessen Ausführungen zu Israel nicht ernst und ignoriert den arabisch-islamischen Antisemitismus. Eine Replik. In: Taz. 10.5.2020

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er lebt in Leipzig und hält die Herrschaft des »automatischen Subjekts« für menschengemacht. Er referiert zu den Themen Postwachstumsideologie und Liebe. Zugleich arbeitet er mit Konstantin Nowotny und Jennifer Stevens an einem Sammelband zur romantischen Liebe, offenen Beziehungen und der Polyamorie.

Analytische Werkzeuge mit Zeitkern

In der Reihe theorie.org ist gerade ein Überblicksband zu Faschismustheorien erschienen. *Till Schmidt* hat ihn gelesen.

Kaum ein Begriff wurde in der Geschichte der Linken des 20. Jahrhunderts so vielfältig gebraucht wie der des Faschismus. Als Kampfbegriff diente er mitunter auch dazu, das eigene Handeln als antifaschistisch zu bemänteln – obwohl es in einigen Fällen sogar in engem Zusammenhang zum Verdammten stand, so etwa im Fall des Antisemitismus der RAF oder der unerklärten Kriege der DDR gegen Israel. Inflationäre Verwendungen des Faschismusbegriffes lassen sich vor allem in der bewegungsorientierten Linken finden. Gemäßigtere hingegen scheuen sich mitunter, einschlägige Bewegungen und Regimes beim Namen zu nennen.

Doch auch die zahlreichen, mal mehr, mal weniger elaborierten theoretischen Analysen sind recht divers. Auch sie verstehen sich als Beitrag im Kampf gegen den Faschismus, das Feld aber ist geprägt von teils enorm unterschiedlichen Prämissen und intellektuellen Bezugspunkten, die auch in starker normativer Konkurrenz stehen. Vor diesem Hintergrund verwundert es, dass die zum Klassiker der deutschen Linken avancierte Publikationsreihe *theorie.org* erst jetzt einen Band zu Faschismustheorien veröffentlicht hat.

Die im Schmetterling Verlag erscheinende Reihe versteht sich als programmatische Sammlung von Büchern, die den theoretischen Grundlagen linker Politik sowie dem Bedürfnis nach inhaltlicher Reflexion der politischen Praxis der vergangenen Jahrzehnte Rechnung tragen. Zentrale Themen linker Debatten sollen, so beschreibt es der Verlag, im Stil sachlich und ohne Nostalgie, aber mit stets emanzipatorischem Anspruch, aufgegriffen werden. Das Ziel sei, mit verständlich aufbereitetem Überblickwissen eine Orientierungshilfe zu geben, Perspektiven aufzuzeigen und zur Erneuerung emanzipatorischer Praxis beizutragen.

Keine Sekundärliteratur ersetzt die Lektüre des Originals – doch Matthias Wörschings Einführung ist trotz ihrer Dichte und Kürze aufschlussreich. Es vermittelt wissenswerte Informationen gerade auch, weil der Autor verschiedene theoretische Ansätze nüchtern, kritisch und auf ihre Kernaussagen beschränkt skizziert. Angenehmerweise begreift er diese Ansätze als analytische Werkzeuge, die einen Zeitkern haben, sich auf einen bestimmten Ausschnitt aus der sozialen Wirklichkeit beziehen und durch ihre je spezifischen Blickwinkel und Argumentationen idealerweise Aspekte erhellen können, die in anderen Ansätzen zu kurz kommen.

So ist es kein Wunder, dass Wörsching in seiner Einführung auch ausführlich Autor*innen vorstellt, die sich eher als Liberale denn als Linke verorten. Sinnvollerweise, denn zur produktiven Debatte haben liberale Ansätze mitunter um Längen mehr beizutragen als so manch linker. Georgi Dimitroffs Faschismus-Definition etwa wurde in Folge ihrer offiziellen Verabschiedung durch die Komintern 1935 enorm wirkmächtig und hat einiges an Unheil angerichtet. Der bulgarische Kommunist verstand den Faschismus als »offene, terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals« (zit. n. 42).

Die Ursprünge des Begriffes »Faschismus« liegen im Italien kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Dort wurden mit den *fasci di combattimento* ultranationalistische Kampfbünde gegründet, die wie Mussolini früher in der Sozialistischen Partei Italiens gewesen waren oder aus der nicht-marxistischen Gewerkschaftsbewegung, aus imperialistisch-chauvinistischen Gruppierungen sowie der kulturellen Bewegung des Futurismus stammten. Faschismus kann deshalb wörtlich als »Bundismus« verstanden werden. Die *fasci*, Rutenbündel, symbolisierten bereits im antiken Rom die starke, strafende Herrschaftsgewalt.

Die in den *fasci* organisierte »verschworene Gemeinschaft des Kampfes und der Aktion« (S. 18) stellte Wörsching zufolge das »Urbild des Faschismus« (ebd.) dar. Dessen Gesellschaftsideal nähmen sie vorweg: sie waren *männliche* Kampfbünde, die auf einen *Führer* ausgerichtet waren; sie waren *paramilitärisch* organisiert und ausstaffiert und inszenierten dies auch wirkungsvoll. Und: die Kampfbünde übten brutalen und systematischen *Terror* aus gegen ethnische, kulturelle, religiöse oder sexuelle Minderheiten sowie gegen politisch Andersdenkende. In seiner Phase als Oppositionsbewegung war der männliche Kampfbund, wie Wörsching ausführt, die »wichtigste Praxis- und Vergemeinschaftungsform des Faschismus« (ebd.).

Der Faschismus könne, so Wörschings Grundannahme, im Prinzip in jeder von kapitalistischer Modernisierung erfassten und geprägten Gesellschaft auftreten. Damit aber bleibt der Faschismus weder auf seine klassische Epoche von 1918 bis 1945 noch auf seinen historischen Ursprungsort Europa beschränkt. Insofern können sich, um eine kontroverse Debatte innerhalb der Linken aufzugreifen, auch im Globalen Süden faschistische Regimes, Parteien, Bewegungen formieren. Oder unter von der Mehrheitsgesellschaft diskriminierten Minderheiten.

Hierfür liefert Wörsching einige fundierte, historische und aktuelle Beispiele, etwa aus Japan, Indien oder der islamischen Welt. Die Islamische Republik Iran, der von Kurd*innen häufig als »islamfaschistisch« bezeichnete Islamische Staat oder Gruppierungen wie die Hisbollah oder die türkisch-nationalistischen Grauen Wölfe – in Deutschland immerhin eine der größten rechtsextremen Organisationen – erhalten in Wörschings Buch allerdings wenig bis keine Aufmerksamkeit.

In seiner Kartierung des theoretischen Feldes der Faschismustheorien skizziert Wörsching zunächst einige singularistische Theorien, die Faschismus als nationale Besonderheit oder als bloßes Werk eines Führers begreifen. Dazu kommen frühe generische Theorien. Diese fassen den Faschismus als extremen Nationalismus, Nihilismus, Machiavellismus, als Bewegung Krimineller und Deklassierter sowie als vormodernen Atavismus auf.

Vorgestellt wird auch der Ansatz von Eric Voeglin. Für den christlich-konservativen Politologen und Philosophen stellte der Faschismus (aber auch Nationalismus, Sozialismus und Kommunismus) eine »politische Religion« dar. Schade nur, dass die bestehende Diskussion zu religiösen Dimensionen des Nationalsozialismus von Wörsching an dieser Stelle nicht aufgegriffen wird. Denn gerade dieser Aspekt wird immer wieder angeführt, um den deutschen Nationalsozialismus beispielsweise vom italienischen Faschismus abzugrenzen.

Nach kurzen Ausflügen in frühere marxistische Theorien sowie zu späteren Agenten- und Bonapartismustheorien wendet sich Wörsching detailliert den Ansätzen des Freudo-Marxismus und der Kritischen Theorie zu; die Namen Reich, Fromm, Horkheimer, Pollock, Fraenkel, Neumann und Adorno seien hier genannt. Darüber hinaus thematisiert Wörsching Faschismus- und Totalitarismustheorien aus der Zeit des Kalten Krieges sowie generische Theorien des deutschen Neomarxismus, der Psychoanalyse (z.B. Klaus Theweleits *Männerphantasien*) und der Diskursanalyse.

Darüber hinaus führt Wörsching ein in zentrale Thesen und Perspektiven des israelischen Historikers Zeev Sternhell (*Die faschistische Ideologie*, 2019 neu veröffentlicht im Verbrecher Verlag), von George L. Mosse aus den USA und Roger Griffin aus Großbritannien. Sie alle analysierten vergleichend die Faschismen Frankreichs, Italiens, Deutschlands und anderer Länder und fokussierten sich dabei vor allem auf deren Frühstadium. Wegen ihres Schwerpunkts auf faschistische Ideologie und Praxis werden diese Ansätze als ideozentrisch bezeichnet. Schade, dass Umberto Ecos 2020 wiederveröffentlichter Aufsatz *Der ewige Faschismus* in diesem Kontext nicht einmal erwähnt wird.

Dem Phasenmodell von Robert O. Paxton schenkt Wörsching relativ viel Aufmerksamkeit – zu Recht. Paxton fasst Faschismus als sozialen Prozess auf, also als etwas, das in und mit einer Gesellschaft passiert und sich entsprechend kontextspezifisch ausgestaltet. Eine zentrale Frage, die sich Paxton stellt, ist, warum der Faschismus in manchen Gesellschaften erfolgreich ist, in anderen aber nicht. Sein Modell – das er in die Phasen Initiation, Aufschwung, Machtübername, Machtausübung und Radikalisierung bzw. Abkühlung differenziert – kann hierauf durchaus instruktive Antworten geben.

Seinen Band abschließend skizziert Wörsching einige historische, aktuelle und zukünftige Probleme der Faschismustheorie. Diese zeigen – wie bereits erwähnt – etwa in Bezug auf türkischen und arabischen Ultranationalismus, Hindu-Nationalismus oder Jihadismus, was Wörsching unter dem Schlagwort »globale Faschismen?« diskutiert. Darüber hinaus geht Wörsching ein auf transnationale Aspekte des Faschismus im Zeitalter der digitalisierten und postmodernen Globalisierung sowie auf das komplexe Verhältnis von Faschismus und Frauen.

Nicht zuletzt lassen sich interessante Ausführungen lesen zu den schwierigen Grenzziehungen zwischen Konservativismus, Austrofaschismus und Nationalsozialismus sowie zur Frage, inwieweit die aktuell so virulenten Autoritarismen und Rechtspopulismen als faschistisch begriffen werden können. Dabei geht es Wörsching keineswegs darum, deren Wirkmacht und Bedrohungspotential durch eine vorsichtige Verwendung des Faschismusbegriffes zu bagatellisieren. Im Gegenteil: erst durch eine nüchterne Analyse kann herausgefunden werden, worum es sich bei diesen Regimes, Parteien, Bewegungen überhaupt handelt – eine unabdingbare Bedingung für die politische Praxis.

»Der Faschismus wird die kapitalistische Moderne sicher weiterhin begleiten, doch wird er dies nicht unter den Bedingungen seiner klassischen Epoche von 1918 bis 1945 tun«, resümiert Wörsching am Ende seines Buches. Aus dieser Diagnose ergeben sich für ihn einige offene Fragen: etwa zum Verhältnis der Faschismen zur Umwelt- und Klimakrise oder zur Bedeutung von neuen Bio-, Nuklear- und Computertechnologien; zu faschistischen Strömungen in der aufstrebenden Weltmacht China oder zum Krieg als Kernbestandteil faschistischer Praxis, der, so Wörsching, heute wohl kaum noch mit militärischer Massenmobilisierung und Massenarmeen, sondern unter neuartigen technologisch-militärischen Bedingungen geführt wird.

Wörsching, Mathias: *Faschismustheorien Überblick und Einführung*
1. Auflage 2020, kartoniert, 12 Euro

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

Das Virus und der Todeskult

Svenna Triebler wundert sich über die Widerstände gegen Homeoffice-Regelungen (und auch wieder nicht).

Als im vergangenen Frühjahr die erste Corona-Welle Italien heimsuchte und trotz der Dramatik der Lage keine Rede von einer Schließung der nicht unmittelbar notwendigen Industrie war, taten die Beschäftigten der Fiat-Werke das, was sich in Ländern mit einer langen Tradition von Arbeitskämpfen schon oft bewährt hat: Sie traten in den Streik – und setzten damit einen Lockdown der Autoindustrie durch.

In den Auto- und Arbeitsfetischnationen weiter nördlich wäre so etwas natürlich undenkbar. Zwar standen einige Wochen später etwa auch in Deutschland die Bänder bei VW & Co. eine Zeitlang still; allerdings nicht auf Druck der Belegschaften und wohl auch vor allem deshalb, weil die Konzerne ohnehin gerade zu viele Fahrzeuge auf Halde hatten und ihnen deshalb ein paar Wochen staatlich bezahlte Betriebsferien ganz gelegen kamen.

Im Herbst, als die zweite Welle anrollte, war jedenfalls keine Rede mehr von Kurzarbeit – offenbar haben die im Sommer beschlossenen Subventionen für die Branche[1] ihre Wirkung getan. (Ironischerweise sorgte die Pandemie Anfang des Jahres dennoch für einen Produktionsstopp in etlichen Werken – die gestiegene Nachfrage nach Heimelektronik und Ähnlichem führte zu Lieferengpässen bei Mikrochips, ohne die heutzutage ja auch kein Auto mehr auskommt.)

Der Unwille der Autoindustrie, sich auf ein paar Wochen harten Lockdown mit Aussicht auf eine annähernd coronafreie Zukunft einzulassen, steht dabei exemplarisch für die gesamte Wirtschaft und die (Un-)Logik des Kapitalismus an sich, der auf kurzfristige Profite nicht verzichten kann, auch wenn dies auf längere Sicht deutlich schwerere Schäden für die Ökonomie bedeutet – die Klimakrise lässt grüßen.

Einst war es ja mal die Aufgabe des Staates, diese selbstzerstörerischen Tendenzen einzuhegen. Mit der neoliberalen Wende seit den 1980er/90er Jahren hat er diese Funktion jedoch weitgehend aufgegeben – zu Ausnahmen von der Regel kommen wir gleich – und versteht seine Rolle als »ideeller Gesamtkapitalist« nur mehr darin, der Wirtschaft jeden Wunsch zu erfüllen. Zumindest deren finanz- und lobbystarken Sektoren; Kleingewerbe, Selbständige und Kulturbetriebe hingegen werden in der Krise mit Kleckerbeträgen abgespeist und können ansonsten sehen, wo sie bleiben. Aber die tragen ja auch nichts zur Exportbilanz bei.[2]

Reif für die Insel

Während in Europa also abgewogen wird, wie viel Lockdown light »der Wirtschaft« gerade noch zuzumuten ist, und die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle nur als in belegten Intensivbetten gemessene Variable in die volkswirtschaftliche Rechnung einfließt, zeigen andere Länder, dass so eine Pandemie keine unabwendbare Naturkatastrophe ist. Und zwar nicht nur Staaten wie China oder Vietnam, sondern auch solche, die garantiert nicht unter Sozialismusverdacht stehen, wie etwa Australien oder das Musterbeispiel Neuseeland. Dort wurde jüngst nach dem Auftreten von gerade einmal drei Fällen ein dreitägiger Lockdown in Auckland, der größten Stadt des Landes, verhängt und Veranstaltungen mit mehr als 100 Personen im gesamten Land untersagt.

Dass die Bevölkerung dies mitträgt – wie auch schon die sehr viel weitergehenden Einschränkungen des öffentlichen Lebens, die zu Anfang der Pandemie dafür sorgten, dass es momentan nur zu derart überschaubaren Ausbrüchen kommt –, dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass kaum jemand[3] um seine Existenz bangen muss, wenn die Berufsausübung eine Zeitlang nicht möglich ist: Der neuseeländische Staat kompensiert Verdienstausfälle ganz selbstverständlich mit Notfall-Sozialleistungen. So etwas wäre in Deutschland natürlich undenkbar, wo das Nichtbeitragen zum Bruttoinlandsprodukt mit dem Disziplinierungswerkzeug Hartz IV bestraft wird und dabei noch unter dem Verdacht des Sozialschmarotzertums steht.

Gefährliche Denkpause

Trotz dieser fast aussichtslosen Voraussetzungen wurde im Januar die Initiative »Zero Covid« ins Leben gerufen. Die Initiator*innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz knüpfen damit an die Forderung aus der Wissenschaft nach einer europaweiten »No Covid«-Strategie an, gehen aber darüber hinaus: »Wir sind allerdings überzeugt, dass die Eindämmung des Sars-CoV-2 Virus nur gelingen kann, wenn alle Maßnahmen gesellschaftlich solidarisch gestaltet werden«, heißt es in dem Aufruf. Deshalb werden neben einem mehrwöchigen europaweiten Shutdown mit dem Ziel, die Ansteckungen auf (annähernd) null zu reduzieren, flankierende soziale Maßnahmen gefordert, finanziert durch eine Solidaritätsabgabe auf hohe Vermögen, Unternehmensgewinne, Finanztransaktionen und hohe Einkommen.

Leider ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass die Initiative mehr bewirkt als einen Anstoß zum Nachdenken über die Menschenfeindlichkeit und allgemeine Absurdität eines Wirtschaftssystems, in dem viele Jobs keinen anderen Zweck haben, als Profite zu generieren und quasi als Nebeneffekt Menschen ein Einkommen verschaffen, die zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen sind.

Bild: Windell Oskay (CC BY 2.0)

Es muss ja nicht immer Telearbeit sein: Löten im Homeoffice

Die Weigerung, große Teile der Gesellschaft für ein paar Wochen kollektiv in den Urlaub auf Balkonien zu schicken, dürfte nämlich neben den ökonomischen auch ideologische Gründe haben. Schon der erste Lockdown im vergangenen Jahr führte gefährlich nahe an die Erkenntnis, dass die Welt nicht zusammenbricht, wenn eine Zeitlang mal kein unnützes Zeug produziert wird und die Arbeit in PR-Agenturen, Assessment Center oder Consultant-Firmen ruht. Und nicht auszudenken, wenn dann auch noch die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens über linke Zirkel hinaus populär würde – das hieße ja, dass man bisherige Billigjobs deutlich besser bezahlen müsste, damit sie jemand erledigt.

My Home is My Office

Wenn aber schon auf Teufel bzw. Corona-Mutanten komm raus Mehrwert produziert werden muss, so ließe sich das in vielen Fällen doch immerhin von zu Hause aus erledigen – Konjunktiv wohlgemerkt. Zwar zeigte sich im vergangenen Frühjahr, dass dies in zahlreichen Berufen möglich ist: Der gewerkschaftsnahem Hans-Böckler-Stiftung zufolge wechselten damals 27 Prozent aller Beschäftigten in Deutschland ins Homeoffice. Im November waren es jedoch nur noch rund halb so viele, nämlich 14 Prozent.

Das liegt teils sicherlich auch daran, dass Arbeit daheim in vielen Fällen eben nur eine Notlösung ist; sei es, weil es an den räumlichen Gegebenheiten oder ergonomischen Arbeitsmitteln fehlt oder weil »nebenbei« auch noch Kinder betreut werden müssen. Vielfach sind es jedoch die Vorgesetzten, die darauf bestehen, dass sich die Leute in den öffentlichen Nahverkehr quetschen, im Großraumbüro sitzen und an Präsenzmeetings teilnehmen, die sich auch per Videokonferenz abhalten ließen.

Mit wirtschaftlichen Erwägungen ist das nur bedingt zu erklären, auch wenn sicher viele Firmen davor zurückscheuen, den Beschäftigten die Anschaffung von Heimequipment zu bezahlen. In erster Linie ist es aber die sogenannte Unternehmenskultur – die häufig auf Misstrauen basiert. »Es gibt natürlich auch den Mitarbeiter, der da unter Umständen einen persönlichen Vorteil draus schlagen möchte und jetzt den Wunsch nach einem Heimarbeitsplatz verwirklichen möchte«, zitiert etwa der NDR den Personalchef eines Flensburger Unternehmens. Was an den möglichen Vorteilen schlecht für den Betrieb sein soll – wenn die Leute beispielsweise ohne morgendliche Pendelei ausgeschlafener sind oder sich schlicht am eigenen Schreibtisch wohler fühlen –, erschließt sich nicht. Bei den Vorbehalten schwingt natürlich die Unterstellung mit, ohne permanente Kontrolle wären die Angestellten schlicht faul – was mehr über das Betriebsklima aussagt als über die Einstellung der Beschäftigten. Befördert wird dieses Denken zudem durch die gängigen Homeoffice-Symbolfotos von Menschen, die mit dem Laptop auf dem Sofa lümmeln (was freilich nur in Hinsicht auf die Rückengesundheit verwerflich wäre); auch der immer wieder zu lesende Rat, die Heimarbeit bloß nicht in der verpönten Jogginghose zu verrichten, weil das schlecht für die Arbeitsmoral sei, schlägt in diese Kerbe – wer so etwas schreibt, hat offensichtlich noch nie ausprobiert, wie wunderbar eine kleine Gymnastikpause oder auch schon ein paar Kniebeugen zwischendurch Kreislauf und Hirn ankurbeln können.

Jedenfalls widerlegen wirklich alle Studien zum Thema die Legende vom Müßiggang im heimischen Arbeitszimmer und kommen zu dem Ergebnis, dass Angestellte im Homeoffice nicht nur weniger gestresst, sondern tendenziell sogar produktiver sind. Ob es sich einfach ungestörter arbeiten lässt, wenn den Leuten nicht ständig Vorgesetzte im Nacken sitzen und Besprechungen von der Sorte »das hätte sich auch mit einer E-Mail klären lassen« wegfallen, oder ob es daran liegt, dass sich Beschäftigte selbst mehr Druck machen, um sich eben nicht dem Vorwurf der Faulheit auszusetzen, ist allerdings unklar.

Gegen die uneingestandene Angst, insbesondere des mittleren Managements, vor Bedeutungs- und Machtverlust, die beim Widerstand gegen die Heimarbeit eine nicht ganz unwichtige Rolle spielen dürfte, kommt die Empirie allerdings nur schwer an, und auch der windelweiche Homeoffice-Erlass, zu dem sich die deutsche Regierung widerwillig durchgerungen hat, zeigt erwartungsgemäß keine Wirkung. Und wo selbst eine solche minimalinvasive Option, die gesamtgesellschaftliche Viruslast zu senken, kaum wahrgenommen wird, ist erst recht nicht mit weitergehenden Maßnahmen zu rechnen, von einer sozialverträglichen Pandemiebekämpfung à la Zero Covid ganz zu schweigen. Stattdessen wird die inoffizielle Strategie von Think Tanks wie dem Institut der deutschen Wirtschaft vorgegeben, das, pünktlich zum Anrollen der dritten Welle mit noch aggressiveren Virusvarianten, für Lockerungen plädiert – eine »gewisse Sterblichkeit« müsse eben hingenommen werden. Aber vielleicht werden ja wenigstens künftige Generationen mit Gruseln auf eine Zivilisation zurückblicken, die Menschenopfer darbrachte, um eine unbarmherzige Gottheit namens Wirtschaft zu besänftigen.

[1] Deklariert als »Umweltprämie« für Elektro- und Hybridautos (wobei insbesondere Letztere ungefähr so öko sind wie das Ersetzen eines Schotterbeets durch eine Rasen-Monokultur, aber das nur am Rande)

[2] Sicherlich spielen nicht nur ökonomische Faktoren eine Rolle beim Versagen in der Pandemiebekämpfung. In Deutschland etwa bilden protestantisches Arbeitsethos und die sehr katholische Suche nach Schlupflöchern in den ohnehin laschen Auflagen eine ungesunde Mischung; hinzu kommt der Hang der Politik, sich lieber von rechtslastigen bis offen faschistischen Strömungen – also auch den quarkdenkenden Coronazis – vor sich hertreiben zu lassen, als sich an der deutlichen Mehrheit der Bevölkerung zu orientieren, die mit den Einschränkungen einverstanden ist oder sogar schärfere Maßnahmen fordert.

[3] Auch der Inselstaat ist freilich nicht das Paradies der unfreiwillig Nicht-Werktätigen: Der auch sonst sehr lesenswerte Artikel »Ausgangssperre und Tracing-App«, in dem die Zeitschrift analyse & kritik die Situation in verschiedenen Corona-Musterstaaten aus linker Perspektive beleuchtet, weist darauf hin, dass die Leistungen fast ausschließlich an Staatsangehörige und Menschen mit dauerhaftem Aufenthaltstitel gezahlt werden.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret *und* Jungle World.

Mit der Sicherheit aufräumen

Paul Schuberth schreibt über die freie Musikszene während der Pandemie und über die neugegründete »Interessensgemeinschaft Freie Musikschaffende«.

Seltsame Dinge geschehen während der Pandemie! Die NEOS, vor kurzem noch mit der Zerschlagung der Frauenhäuser in Salzburg beschäftigt, fordern wegen der Gefährdung von Kindern in gewaltgeplagten Familien die umgehende Öffnung der Schulen. Wirtschaftsvertreter, die mit ihrer Sache schon in Normalzeiten Menschen zu Hauf in psychische Krankheiten treiben, ertragen die lockdownbedingte Schädigung der psychischen Gesundheit ihrer Arbeitnehmer nicht mehr. Diese Sorgen sind in »Normalzeiten« einerlei, werden heute aber fundiert erörtert – vielleicht auch, um die tödliche Sanierung der Profitrate, die die umfassenden Lockerungen erwarten lassen, als ein wohlkalkuliertes Massensterben mit menschlichem Antlitz erscheinen zu lassen. Im Frühling letzten Jahres hatte das offizielle Vergessen der Kunstschaffenden und das Fehlen von Kunst und Kultur viel Aufregung verursacht, die mittlerweile abgeklungen ist. Die Nöte von Literat*innen, Musiker*innen, Schauspieler*innen werden nicht einmal von höheren Stellen dazu instrumentalisiert, für Öffnungen zu trommeln. Das spricht dafür, dass die im Kulturland Österreich allerwerteste Kunst diesem am Allerwertesten vorbeigeht.

Ein wesentlicher Teil der Kunstschaffenden lebte schon vor der Pandemie an der Armutsgrenze. Der Musikbereich zum Beispiel lässt in diesem Zusammenhang immer wieder aufhorchen. Als Dank für ein jahre-, oft jahrzehntelanges Studium, das manchmal schon in der Kindheit beginnt, sehen sich erwachsene Musikschaffende mit prekärer Musikschularbeit, Aushilfsjobs bei Touristenorchestern und Hochzeitsbands oder mit »Hutgeldgigs« konfrontiert einerseits, mit übergriffigen Dirigenten, Knebelverträgen, einem belastenden Konkurrenzdruck bis zum Ruhestand und manchmal der praktischen Unmöglichkeit von Solidarität andererseits. Wenn der Künstler XY im Kulturjournal oder im Falter-Interview ehrlich ist und auf die Zustände in seiner Branche hinweist, wird das in dieser Gesellschaft nicht als Indiz für die Schwächen und Tücken des Systems verstanden, sondern als Eingeständnis der eigenen Erfolgslosigkeit. An einem zu geringen Arbeitspensum der meist selbstausbeuterischen Musiker*innen kann diese Erfolgslosigkeit nicht liegen. Die Rede von der »Selbstausbeutung« ist eigentlich schon gefährlich, denn der Betroffene weiß nur zu gut, dass er sich selbst keinen Mehrwert abpressen kann. Der missverständliche Begriff verschiebt die Verantwortung allein auf den Einzelnen, und so wird, was ursprünglich nur die schlechte Realität beschreiben sollte, zum Vorwurf. Als sei die Entscheidung zur Selbstausbeutung nicht im Prinzip unfrei wie die zur Fremdausbeutung! Im nationalen Aushängeschild Kulturbereich schaut man aber eher auf the bright side of the moon. Öfters noch umgibt hier die Selbstausbeutung ein Nimbus des Erhabenen und Edlen, schließlich schafft der Künstler ja doch einen Mehrwert – einen ideellen, der das meist von »Fremdausbeutung« bestimmte Dasein der Leserinnen, Zuhörer und Zuschauerinnen versüßt. Zur dark side of the sun gehört also, dass sich die Künstlerschaft am Abend fürs Publikum den Arsch aufreißt, damit dieses am nächsten Tag zurück im Büro wieder die Energie dafür hat, den Vorgesetzten kein Feuer unterm Hintern zu machen.



Ob da wohl noch ein paar Bitcoins reinpassen?

Es wäre schon viel gewonnen, würden die Künstler*innen für diesen Dienst an der Gesellschaft wenigstens vernünftig entlohnt. In der Musikbranche, zum Beispiel, sind die Einkommensunterschiede gewaltig, doch der Großteil lebt prekär. Auch renommierte Venues, Konzerthäuser und Festivals zahlen mitunter Gagen, die einem Stundenlohn von 2–5 Euro entsprechen – zugegeben nur, wenn man Proben, Üben, Arrangieren, Komponieren, Management, Büroarbeit, Anfahrt, Soundcheck usw. als Arbeit zählt. Warum werden diese Bedingungen akzeptiert? Die Kunstuniversitäten vergeben Studienplätze, als existierte noch die Orchesterdichte der DDR. Das ist großartig im Sinne der Freiheit der Bildung. Doch gibt mittlerweile auch dort, wo die Bildung frei ist und die Chancen gleich, der Kapitalismus den Fahr- und Spielplan vor. Von dieser genannten Freiheit profitieren die neue Bankfiliale, weil sie sich unter hunderten das billigste Streichquartett für die Eröffnungsfeier aussuchen kann; die Wiener Linien, die Musiker für Hutgeld anstellen können; die Besitzer eines Nobelrestaurants, welche dem Klavierspieler anweisen können, unentgeltlich noch eine Stunde weiterzuspielen, weil vor der Tür schon die drei Alternativen warten. Bevor Widerstand aufflammt, reagieren schon die Hochschulen, indem sie theoretische und künstlerische Fächer schleifen – dafür aber Kulturmanagementlehrgänge anbieten und Fächer einführen, in denen man lernt, was denn beim Anpreisen und Verkauf der eigenen Person am wichtigsten ist. Am Schluss lässt sich die Schuld für fehlenden Erfolg den Musiker*innen in die Auftrittsschuhe schieben: »Vielen Studierenden wird das Bedürfnis dieser sogenannten ‚Service-Fächer' erst bewusst, wenn sie nach dem ersten Probespiel merken, dass nicht die ganze Welt auf sie gewartet hat«, so die Musikforscherin und Oboistin Esther Bishop in einem Interview. Die Stadt, das Land und der Staat vermitteln dem Künstler aber durchaus das Gefühl, auf ihn zu warten. So könnte man die beachtliche Anzahl an Ausschreibungen für Förderungen, Stipendien und Preise interpretieren. Thomas Bernhard verachtete staatliche Kunstförderung, weil er seinen Erfolg am Markt allein großem Talent und harter Arbeit zuschrieb. Harte Arbeit ist erst, diese falsche »Kritik« umzudrehen: Das Wort »Kunstförderung« ist vom Flair eines sozialdemokratischen Humanismus umgeben, weswegen von den Konkurrenzkämpfen, die sich um die Ausschreibungen zutragen, niemand spricht. Auch hier gibt es Gewinner und Verlierer. Die Förderungen suggerieren jungen Künstler*innen mitunter, dass es keinen objektiven Grund gebe, es nicht zu schaffen. So hangelt man sich voller Hoffnung vom rettenden Strohhalm zum nächsten und hält sich damit gerade noch unter Wasser. Die Preise und Stipendien sind so dotiert, dass man einerseits nicht aufgibt, selbst wenn man zu den Verlierern gehört, andererseits aber nicht angenehm davon leben kann, wenn man zu den Gewinnern gehört.

Ein vielversprechender Ausweg ist die Selbstorganisation der Betroffenen. Kann man darauf zurecht hoffen? »Der Arbeiter fühlt sich in seiner Arbeit ausgebeutet. Der Künstler aber fühlt sich unterdrückt in seinem Genie, eingeschränkt in seinem Schaffen, betrogen in seinem Anspruch auf Ruhm und Glück.« Würde eins zu eins stimmen, was der peruanische Philosoph José Carlos Mariátegui 1925 auf diese Formel gebracht hat, hätte sich im vergangenen Jahr wohl nicht die Interessengemeinschaft Freie Musikschaffende Österreich gegründet. »Mit der Sicherheit, dass unter den Künstlern sowieso keine Solidarität herrscht, muss aufgeräumt werden«, so formuliert es der Komponist Christoph Cech auf der Homepage der IGFMÖ als deren Botschafter. Die IGFMÖ ist angetreten, um mit dieser Sicherheit aufzuräumen, und an ihrer Stelle eine andere zu erkämpfen: die Sicherheit für freie Musikschaffende, ein Leben über dem Existenzminimum führen zu können. Die Idee zur Gründung einer Interessensgemeinschaft war unter anderem in Online-Hilfsgruppen entstanden, in denen während des ersten Lockdowns Informationen über Verordnungen und mögliche Hilfszahlungen ausgetauscht wurden. So beschleunigte die Krise nur, was ohnehin überfällig war. Die IG, getragen von Musikschaffenden aller Genres – Klassik, Jazz, Populärmusik, Alte & Neue Musik –, setzt sich ehrgeizige Ziele. So zum Beispiel eine umfassende soziale Absicherung für alle freien Musikschaffenden, womit aktuelle Probleme der »Scheinselbständigkeit« oder das Fehlen einer bezahlbaren Arbeitslosenversicherung angesprochen sind. Auch das Bewusstsein für *Fair Practice* ist ein wesentlicher Punkt, zu dem die IG schreibt: »Themen wie Arbeitszeiten, Ausfallshonorare und Spesen müssen verbessert werden. Selbstständige MusikerInnen sind oftmals in einer sehr schwachen Verhandlungsposition und sehen sich meist gezwungen, Verträge genauso zu unterschreiben, wie sie sie vorgelegt bekommen.« Gemeinsam mit Music Austria hat die IG auch erstmals ambitionierte Honorarempfehlungen für Orchester- und Ensemblearbeit veröffentlicht. In öffentlichen Briefen ist nachzulesen, dass die Interessensgemeinschaft während der Pandemie auch keinesfalls eine plumpe »Kultur auf!«-Strategie fordert, sondern sehr differenziert argumentiert und auch Musikschaffende mit Vorerkrankungen im Blick hat. Um der ohnehin gängigen Praxis des »krank Spielens« einen Riegel vorzuschieben, wird vorgeschlagen, dass bei einem gesundheitsbedingten Ausstieg dennoch 60% der vereinbarten Gage ausbezahlt wird. Sollten Konzerte bald wieder möglich sein, tragen Künstler*innen für sich selbst und andere eine gesundheitliche Verantwortung – die ihnen im Falle aber nicht teuer zu stehen kommen sollte. Hervorzuheben ist die Forderung nach einer speziellen finanziellen Regelung für solche Musikschaffenden, die selbst vorerkrankt sind oder mit Angehörigen der Risikogruppen zusammenleben. Dass es der Vereinigung auch am Kampf gegen Diskriminierung jeglicher Art gelegen ist, beweist der Vorschlag an die Zuständigen, während der Krise die Einkommensuntergrenze bei Aufenthaltsgenehmigungen für Künstlerinnen aus dem Nicht-EU-Raum nachzuweisen. Die IGFMÖ ist gleichzeitig Anlaufstelle und Sprachrohr für alle freien Musikschaffenden in Österreich, und somit das Bindeglied zwischen der Szene selbst und der Politik. Dario Luisi, Musiker und IGFM-Mitglied, schreibt in einem Kommentar, dass Musikschaffende aus ihrem Image als »kindliche Lustbolde der undankbaren Gesellschaft« herausgehoben werden sollten (und greift damit auf ein Zitat des Komponisten Gustave Charpentier bei der Gründungsveranstaltung der französischen Künstlergewerkschaft SAMUP im Jahre 1901 zurück). Das bedeutet, bei der IGFM ist beides gut aufgehoben: der Kampf für bessere Bedingungen und die kritische Reflexion der Funktion von Kunstschaffenden in dieser Gesellschaft.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

DOORDIE

Im März finden in der Stadtwerkstatt zwei Konzerte ohne physisches Publikum statt – das wäre in diesen Zeiten nicht weiter bemerkenswert: Das Haus geht aber noch einen Schritt weiter und macht die Veranstaltungen zur kompletten Black Box, weil es diese auch nicht via Stream überträgt. Elitäres Gehabe? Mutiges Statement gegen die Zumutungen der Pandemie? Gelebte Solidarität mit den betroffenen Künstler/innen? *Christian Wellmann* nimmt die Idee socially distanced in Augenschein.

Niemand hört oder sieht zu, aber ein Affe spricht, schreibt also vor sich hin: Was hätte sein können, oder: Ist das wahrscheinlich Gewesene unter gewissen Umständen bedeutender, wenn es wie gewohnt abgelaufen wäre?
Mittels eines mit Duftrosen geschmückten Schleifchens samt Streichmusik-Grußkarte wurde mir kürzlich eine »Kritik« für ein Konzert angetragen, das ich nicht sehen werde, das niemand sehen wird. Klingt doch verlockend, wild, endlich was Vernünftiges, unmöglich das nicht zu machen. Ratterratter. Zen-gleiche Leere bewirkt eine Sinnbefreiung der Kultur. Nichts kann auch Alles sein. Da kann ich dann auch endlich mal das Credo »Corona ist die Rache der Tierwelt am Menschen« anbringen – mehr dazu siehe unten. Final möchte ich nun…

… ja, was? Eben das, was ich dazu meine, ich hab's ja hier geschrieben. Gegenbeweis? Oder ist an dieser Stelle die Druckerschwärze nicht getrocknet? Ein Layout-Fehler? Gar Zensur? Zu viele Einsen, wo Nuller stehen sollten?

RISE FROM THE KRISE

Aus der Krise rausdenken und ein starkes Statement setzen, eine mutige Aussage zur Unzeit: Das sind diese Konzerte, zwei Live-Auftritte an der Zahl, die im März im Veranstaltungssaal der STWST, unter Ausschluss der Öffentlichkeit, über die Bühne gehen und sich im Bewusstsein des Nicht-Publikums gemütlich niedersetzen werden. Irgendwie als – unrühmliche – Ein-Jahres-Cov19 -Feier geplant, irgendwie natürlich auch nicht. Irgendwie gibt es noch keinen Titel dafür, irgendwas was mit Universum soll es werden. In der Schwebe bleiben.
Schon vor dem Virus-Vergeltungsschlag vom letzten Jahr stand das STWST-Jahresthema »More vs. Less« fest: Stille, Ruhe, ein gefrorener Zustand und ungewollte Vorwegnahme der ganzen Chose, irgendwie. More Virus Less. Das alles wurde dann auch gleich passenderweise ins 2021-Motto gepackt: »Still More Vs. Less«. Recycled, weiter verfeinert, abermals zeitkonform. Und das ist dann eben und vor allem ein Konzert vor keinem Publikum. In situ, also wie bei einer »normalen« Konzertsituation, mit Technik und allem Klimbim, wird dies abgehalten, ohne Gäste, und das meint auch hauseigene. Wehe, da schnuppert auch nur EINE/R rein!
Während des Lockdowns wurde im dösenden STWST-Saal bereits ein bestehendes Szenario aufgebaut, wo eine Lilie im Mikroständer, vor voll aufgebautem Sound-Brimborium, zum Stillleben wird, zum Trauersymbol der Zeit. Eine Installation im musealisiertem Zustand. Stillie im Wind.

Dinge zu machen, darauf kommt's letztendlich an – ob im Kulturbereich oder anderswo. Nichts zu machen ist kein Ausweg. Der Kern von Kunst/Kultur ist eben das Machen. Das soll nicht versauern, mit dieser »surreal« anmutenden Tat soll klar gemacht werden, um was es wirklich geht. Hinter der an sich radikalen Ansage stecken unzählige, auch widersprüchliche Intentionen des STWST-Veranstaltungskollektivs. Eine Idee, wie heißt es so schön, die im Haus geboren wurde. Dieses Statement ist keineswegs eine Verzweiflungstat, eher eine Flucht nach vorne, Frust inklusive.
Die Ausgangslage für die STWST ist erstmal, Veranstaltungstermine im März durchzuführen, die natürlich äußerst ungewiss sind. Neben diesen Konzerten ohne Publikum gibt es dann, als weitere Veranstaltungen im Mai, vier Auftritte, die mit Streams geplant sind. Meistens sind Streams aber eh nur Abklatsch, das Bindeglied Publikum fällt weg. Ob für kein Publikum oder als Stream, das ist nicht unterscheidbar, unterstreicht das Kollektiv. Auf die Dauer wird digital auch fad. Ein Vorschlag wäre, Bezahlstreams zu machen, also vielleicht einmal pro Monat ein Livekonzert nur via Stream, die Bezahlung wäre das Eintrittsgeld. Solidarität und trotzdem exklusiv. Das geht aber in A wahrscheinlich nur mit Opernformaten gut.
Zeit, etwas zu unternehmen. Aufmerksam machen auf die Situation, in der sich die Kultur, vor allem die Live-Kultur, befindet. Alles ist auf Standby, wie gelingt der Wiedereinstieg? Wie eine Generalprobe vor dem Aufsperren, ein Vakuum muss gefüllt werden. Ja, das Team kämpft ums Überleben, wie so ziemlich alle, aber hier ist es das Überleben vom Einfach-nichts-machen-können. Und dieses Weiterleben (der Kultur) will im Jetzt auch ein Wörtchen mitreden. Underfucked as Fuck.
Der Ansatz mag abstrakt erscheinen, aber er ist eine Grundsatzhinterfragung, wie mir das Kollektiv versichert. Eine Frage, die dahintersteckt ist, was ist das eigentlich, das eine Veranstalterin tut? Nichts ist da, es entlädt sich etwas, bevor der Deckel zur Decke steigt. Nichts zu machen ist keine Alternative. Es MUSS was geben, so tickt Linz, so tickt die Bombe.

SCHWARZES PULSIEREN

Die spielerische Absurdität des Ganzen ist eine Absage ans Gewuschel und ein Best Practice-Beispiel, dass Geldflüsse wie geplant fließen sollten. Also grob gesagt, dass Förderungen mehr oder minder direkt an die KünstlerInnen gehen. Als wichtige Intention wird herausgestrichen, dass die STWST einfach Auftritte zur Verfügung stellt, und dass die MusikerInnen in der Stagnation Geld bekommen. Geld für tatsächlich Geleistetes, allein das ist schon für das Selbstwertgefühl unabdingbar. Angst essen KünstlerInnen-Seele auf.
Alles muss vor Ort – im Konzertsaal – im Fluss sein: gecheckt, gewartet, geputzt werden. PA, Licht, Ton, Kabel, Boxen, Techniker, MusikerInnen, etc., das alles droht einzurosten. Wie die Bauindustrie versucht man sich aus der Krise rauszuinvestieren, man will den darbenden KünstlerInnen eine Möglichkeit für faire Bezahlung ermöglichen.
Diese »Aktion« ist klarerweise nicht die Antwort auf die Misere, keine Lösung, aber ein Vorschlag zur Güte, ein Experimentieren mit Vorhandenem. Auch eine Absage an die Kennzahlenkonzerte (Subventionierung pro BesucherIn): Diese Simplifizierung von Kunst und -ltur, mit ihren Fördersummen-Spielen und den unendlichen Formularen. Wer jetzt »Konzeptkunst«, »Fake« oder gar »elitär« posaunt, hat nichts verstanden. Es gibt keine Beweise, wer die brauchen sollte, wie gesagt: Es zählt das Statement. Über das man eigentlich nicht zu viel rumsülzen sollte. Es steht ohnehin für sich, bitte lass es sein Eigenleben führen. Und jetzt nicht Meme sagen!

Wie war das noch gleich? Ein Live-Konzert, eine Party, vor richtigem Publikum, ohne Restriktionen, ohne Fallschirm? Wie verschwommen ist deine (letzte) Erinnerung daran? Ich will erst gar nicht an die Wiedereröffnungen denken, ob nur Getestete reinkommen und was sonst noch Tagespolitik ist. Und wie lange es denn dauert, bis wir wieder zum Start, oder so ähnlich, zurück können. Bis dahin läuft bei mir »Coltrane at Birdland« in Dauerschleife, überhaupt gerade viel zu viele Live-Aufnahmen, ächz.
Nun genug des Überbaus, des Abschweifens, hin zum Wesentlichen, warum dies alles eigentlich hier steht: Wer spielt, wen darf man nicht sehen. Einer der Acts, der die Bodenkacheln im STWST-Saal zum Vibrieren bringen wird, ist BLACK PULSE. Bernhard Breuer, ja, der, BB, der mit Bands wie Elektro Guzzi, Innode oder Tumido im Graubereich zwischen Techno und Noise schlagwerkelt. In elektronischer oder experimenteller Musik simultan daheim, jetzt endlich mit seinem Solo Projekt BLACK PULSE.
Phosphoreszierende, polyrhythmische Loop Hypnose – digitale Sounds treffen auf eine altmodische Trommelbatterie – Hallspirale schwingt vor sich hin. Purer Rhythmus. Ein Vorabvideo zeigt jemand, der Dub »verstanden« hat und im elektronischen Soundkosmos gekonnt einsetzt. Leider heißt es nun, auf die nächste Tanzgelegenheit zu warten, wenn denn das alles wieder möglich sein wird. Wäre wohl »die Bombe« über eine große Anlage…

FAUNAS RACHE

Eine kaminrote Abendstimmung wird das nicht mehr, mit den Menschen und den Tieren. Corona ist die Rache der Tierwelt am Menschen. Die in der Nahrungskette aufgestiegenen Fledermäuse geben jetzt Batman als Rächer. Beißen Wildtiere, die der Mensch verputzt. Biologische Sackgassen führen zum Chaos in der Tierwelt. Ende ist keines in Sicht, es kann nur schlimmer werden. Was wird die nächste Mutation? Welche Tierart wird als nächste eine Pandemie auslösen? Was kommt nach den Nerzen?
Auf diesem Planeten frisst man sich, die anderen, bis nichts mehr übrig ist. Die Kleineren haben gute Chancen zu gewinnen, passen nicht alle Covids der Erde in eine kleine Getränkedose? Im Werbesprech der türkisen Agenturen ist das dann wohl ein Zuckerstreuer für Nasenbären.
Vom Baby, natürlich.
(Achtung: es folgt Fiktion!) Ausgerottete Tierarten könnten uns ihre Viren auf Besuch vorbeischicken. Sind sie schon unter uns? Oder in der Zeit reisende Terminator-Dodos, die den Satan-Sapiens vor seiner Geburt bewahrt. Dodo or Die.
Doch Obacht: Es gibt bereits erste Clone-Versuche von ausgestorbenen Tieren, De-Extinctions, die prinzipiell möglich scheinen.

Der Baum, der im Wald umfällt, auch das findet statt. Irgendwann trifft's sowieso jeden. Baum, Mensch, Planet. Haha, nur die Viren leben ewig. Hab gerade von einer Studie gelesen, dass Paläoviren in einem Mammut nachgewiesen wurden. Oder unbekannte Lebensformen im Eis, die gerade entdeckt wurden und mit großer Wahrscheinlichkeit eine der nächsten Arten sind, die der Mensch dahinraffen wird. Das Feedback, das von der Natur bösartig auf uns zurückprallt, findet eben seine Antwort u.a. im Virendesaster. Das passiert jedoch, auf die eine oder andere Art, seit Ewigkeiten auf diesem Planeten, der sich eigentlich selbst reguliert. Merke: Ganzkörper-Schutzanzug-TrägerInnen sind ganz klar im Vorteil!
Nicht ganz so bunt, wie es sich die WürdenträgerInnen der Republik ins Gebetbuch malen, wird dann der Immer-Wieder-Auferstehungsmythos der Kultur zu Ostern werden. Dauernd diese Palmwedel vor unseren Gesichtern… (Anm.: Schon im Vorjahr war von Auferstehung nach dem Lockdown die Rede) Testen und dann zu zehnt zum Minikonzert, ob das gut gehen kann?
Dann gleich so ehrlich sein, wie die »Berliner Clubcommission«, die erst Ende 2022 wieder mit »Normalbetrieb« rechnet, Pre-Covid-Style. Wird es dann langweiliger, vorsichtiger, ekstatischer, endzeitstimmungsmäßiger oder so wie »vorher«?
Irgendwie wirkt zZ alles vergebens, warum also nicht gleich das Nichts zelebrieren, dass die unverzichtbare Live-Zutat Publikum terminiert? Thomas Bernhard hätte seinen Spaß gehabt, das wäre »seine Zeit« gewesen. Ärger, Aufregung und Armutszeugnisvergabe inklusive.

>>>> Infos & Line up: Seite 24 <<<<

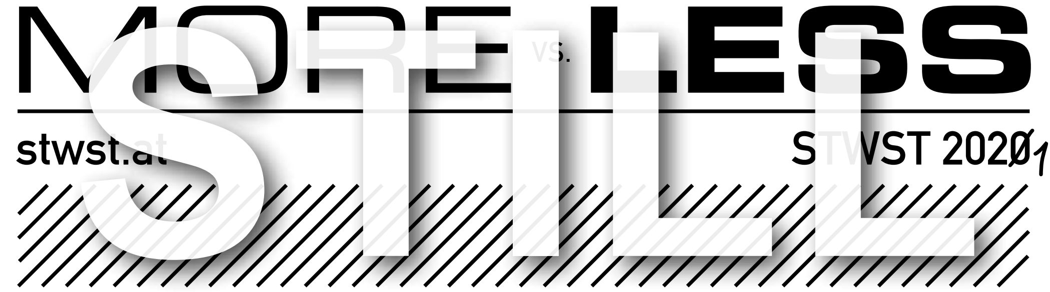
Christian Wellmann ist. Ist DJ aD, schreibt, kuratiert. Genügsam wie eine Ente im mit Comics kontaminierten Morast sich sauwohl fühlend, auf der porösen Gummimatratze, im Duftrosen-Design, die Schwanzfedern streckend.

STILL

MORE vs LESS

stwst.at STWST 2021

WAS NÜTZT MIR DIE REVOLUTION, WENN ICH DAZU NICHT STILL TANZEN KANN.



Der Jahresclaim der STWST traf bereits 2020 den Nagel auf den Kopf:

STWST 2020 MORE VS LESS

Das heißt: MORE-VS-LESS Reality-Check das ganze letzte Jahr.

2021 greifen wir mit dem Zusatz STILL und STWST 2021 STILL More vs Less eine fortgesetzte Realität auf, die zwischen Ruhe, Freeze, einem »Immer noch« und »Still here« angesiedelt ist – und die für Kontinuität, Unbeirrbarkeit und Weitermachen steht:

STWST 2021 STILL MORE VS LESS

MEANS:

[...]

Gegen-Gültigkeitszonen, Nicht-Nullsummenspiele, rationale und irrationale Zugänge, die durch Fragen eines Mehrs, Wenigers und vor allem eines ANDEREN angetrieben sind: Wir werden auch dieses Jahr Prozesse und Projekte forcieren, die den Unterschied machen. Der Background bleibt dabei gleich brisant – und wird durch die durch die Pandemie hervorgerufenen Zustände nur angeheizt: Vor dem Hintergrund von Ungleichgewichten, Verteilungskampf, Ressourcenknappheit, ökologischen Schranken, sozialen Fragen, Zugangsfragen, Zukunftsängsten, Umverteilungsversuchen, Selbstbeschränkungs-Visionen, Awareness-Prekariaten, vor der Kulisse von Gleichmacherei, Nivellierung, einer Szenerie der Vielen gegen die Wenigen, dem Battle von Avantgarde, Eliten, kritischer Masse und Mitte-Extremisten, vor all diesen scheinbaren und tatsächlichen Fragen nach einem Mehr oder Weniger thematisiert die STWST die stille Umarmung von Big Data, Big Brother, Big Business und nun – in fortgesetzter Realität und auf einer völlig unabstrakten, unerwarteten Ebene verwirklichte Realität des großen Vernichters Pandemie – die Fragen nach einem Anderen und nach Alternativen. Wir werfen auch 2021 einen Blick auf andere Konzepte und Strategien, die durch Fragen eines Mehr, vor allem aber eines Wenigers und eines mehrdeutigen STILL angetrieben sind – im Reality Check und innerhalb der Theorie-, Research- und Praxisschienen des Hauses. Das Thema setzt die Fragen von Information, Contents und der physisch-digitalen Wahrnehmung fort – IMMER NOCH mit Projekten und Prozessen, die von Selbstwirksamkeiten, Autonomie- und Autarkie handeln. STILL More vs Less findet sich als All-In- Backup im STWST Club wieder. Und damit es nicht zu trist wird: Wir beginnen das Jahr im etwas widersprüchlichen Selbstverständnis von IMMER NOCH Selbstausdruck und Empowerment:

Was nützt mir die Revolution, wenn ich dazu nicht STILL tanzen kann.
[...]

STWST Jahresprogramm 2021

Tutti Completti in Punkten.

0. Jahresthema STWST 2021 STILL More vs Less

1. Entwicklung Produktion Kunst – Jahresschwerpunkte

1.1. New Art Contexts: Kunst- und Theorieresearch, Reflexion und Praxis

- **1.1.1. Still Less vs More**
  - 1.1.1.1. Still Streaming LESS
  - 1.1.1.2. MEHR Kontext
- **1.1.2. Infolab: Die Gegenwart dauert 3 Sekunden**
  - 1.1.2.1. Infolab-Streaming der 1., 2. und 3. Natur
  - 1.1.2.2. Slowscan-TV Eleonore und „I am still alive“
  - 1.1.2.3. Radioteleskop, Meteosat Empfangsanlage
- **1.1.3. Mycelium Network Society**
  - 1.1.3.1. Nodismus
  - 1.1.3.2. Erasmus+
- **1.1.4. Quasikunst: Core, Content, Kontext und Research**
  - 1.1.4.1. Nik, oder: It`s the content, stupid
  - 1.1.4.2. Nachleuchten – Gegenweltkino
  - 1.1.4.3. Sleep Movens Monitoring: Techno-Schlaf

1.2. New Art Contexts: Orte und Showcase-Extravaganzas

- **1.2.1. Donautik: Messschiff Eleonore**
  - 1.2.1.1. ESSDC – Eleonore „Still Streamin“ Dawn Concerts
  - 1.2.1.2. Dialog: Infolab-GästInnen auf der Eleonore
- **1.2.2. DeckDock**
  - 1.2.2.1. Notnoponton ff, Still Shining, Laborwagen
  - 1.2.2.2. DIY.Stille und DHM/Data Harvesting Machine
  - 1.2.2.3. Weitere DeckDock-Koops
- **1.2.3. Währungskunst: Neuer Gibling von Shu Lea Cheang**
- **1.2.4. Kunst, Ausstellungs- und andere Veranstaltungsformate**
  - 1.2.4.1. 365 Tage Ausstellung
  - 1.2.4.2. Präsentation Publikationen: Quasikunst und Infolab
  - 1.2.4.3. Verschobene Ausstellungsbeteiligung: Dresden
  - 1.2.4.4. Externe Präsentationsformate: Hamburg, Kaukasus, Nantes
  - 1.2.4.5. Expositur Wien
- **1.2.5. STWST48x7 STILL (Arbeitstitel), 10.-12.September 2021**

2. Haus, Öffentlichkeit, Veranstaltungen

2.1. STWST Club: Sounds Like Anti-Anthropozän

- 2.1.1. Still More vs Less Sound I – Konzerte für NIEMANDEN
- 2.1.2. Still More vs Less Sound II – Konzerte für JEMANDEN
- 2.1.3. Still Sample As That: Community
- 2.1.4. Still STWST Club ab Herbst

2.2. Öffentlichkeitskanäle

- 2.2.1. Die Zeitung Versorgerin
- 2.2.2. Online-Präsenz, Kunst-Sendeformate, Streams und TV-Formate
- 2.2.3 Der Online-Küchentisch

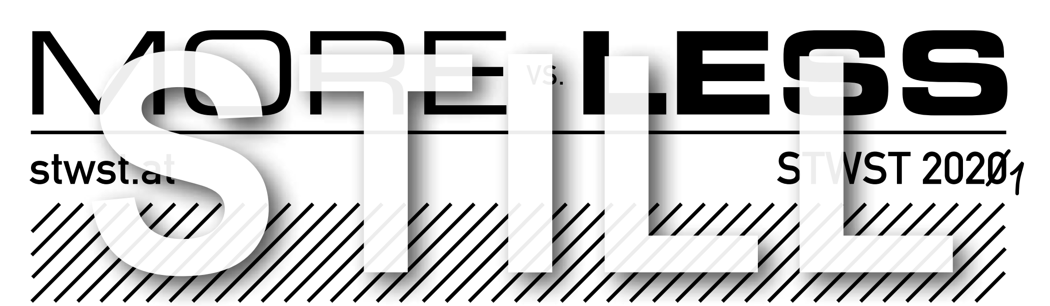
2.3. Cafe Strom

3. JB – Jahresbetrieb

3.1. Infrastruktur und Konzepte
3.2. Haus, Eingangsbereich und Fassade als Display
3.3. Kunstlager Nord und Archiv

- 3.3.1. Die Frauen in der Stadtwerkstatt
- 3.3.2. Archive Extended Nr 3
- 3.3.3. Digitales und haptisches Archiv

3.4. Permanente Koops



Eine Auswahl von aktuell startenden Projekten.

Still Streaming LESS

Der Lockdown und das faktischen Ende kultureller Veranstaltungen im Real Life läutete einen Schub an Digitalisierung, Anwendung der Tools und de facto ein neues Zeitalter des Streamings ein. Nicht nur private und Arbeitsmeetings, sondern auch ein Gutteil des kulturellen Lebens flüchtete in den digitalen Strom. In Anbetracht der allgemeinen Entwicklung: Wie sinnvoll sind Formate, Repräsentationen und Streams, die reine Ersatzorte kreieren? Die STWST schwimmt gegen den Stream und meint: YES, we still stream LESS! Mit mobilen Streaming-Modulen senden wir von realen und gefakten (Un)Orten. Nichts liegt uns ferner als Content zu produzieren. Wir setzen am Nullpunkt von Content, Talking Heads und More-of-the-Same der Online-Oberflächen an, um uns den Flow zurückzuholen.


Bild: STWST

MEHR Kontext

Die STWST versteht es, sich Mittel sowie Medien anzueignen, emanzipativ zu nutzen sowie (wenn es denn sein soll) auch im künstlerischen Akt gegen sich zu wenden. Die für alle STWST-Departments gemeinsame Klammer eines »Less« und eines »Still« bezeichnet ein Agieren in der gegenwärtigen Situation, sowie ein Weitermachen in der Anwendung von digitalen und nicht-digitalen Tools. Dies soll innerhalb der verschiedenen Bereiche der STWST als gemeinsame kuratorische Arbeitsklammer und erweiterter Kontext angegangen werden, zumal diese Frage der Möglichkeiten, der Kritik und der Alternativen von IT, Content und Digitalisierung in den bestehenden Arbeitsschienen der New Art Contexts wesentlich und konstant fundiert ist, neu gedreht werden kann und mit den unterschiedlichen Praxis- und Publikumsbereichen der STWST auch realen Situationen gegenübergestellt werden kann. Was die aktuelle Situation der Pandemie, der angeschobenen Digitalisierung inklusive der »alternativlosen« Shifts von realen Räumen in den digitalen Raum anbelangt: Die Art und Weise des Contents, der Bildgebung, des Transfers und die dahinterstehende Frage der Nutzung seitens der UserInnen ist definitiv eine Frage, die für alle Departments der STWST interessant ist – vor allem im der kritischen Reflexion und in anders intendierter Nutzung. Etwa als Ansatz des Still Less Streamings (»Stream spielt das Werk, vergisst den Raum«), des Infolabs (»Die Gegenwart dauert 3 Sekunden«), der Quasikunst (Innenraum-»Immersion«), oder auch des Clubs (Konzerte für NIEMANDEN, Konzerte für JEMANDEN). Alles zusammen bildet ein Re-Shift zum künstlerischen Akt als Zentrum der kulturellen Tätigkeit. Besonders letzteres, ein Agieren ohne Publikum, zeigt offensichtlich auf ein radikal anderes Öffentlichkeitskonzept, das beinahe schon im Anti-Anthropozän angesiedelt ist und in dieser Weise auch weiterentwickelt werden kann. Wir verstehen es als Stärke, dass dieses »offene Konzept des Zusammenhangs« anhand von verschiedenen Bereichen der STWST von New Art Contexts, über Medien und Musikclub bis hin zu den sozialen Sphären des Cafe Stroms auch in einer Betrieblichkeit diskutiert werden kann und sich so zu einem Kuratierungskonzept entwickeln wird, das aus den konkreten Arbeitspraxen eines autonomen Kunst- und Kulturortes entsteht. Denn wir entwickeln unsere Expertisen nicht bei Kulturmanagmentlehrgängen. Und auch nicht im Online-Fernstudium bei Humbold!



Bild: STWST

Infolab: Die Gegenwart dauert 3 Sekunden

Das Infolab ist eine kontinuierliche Informationstheorie-Research- Schiene der Stadtwerkstatt. Hier wurden in den letzten Jahren Kunst-und Kontext-Projekte im Haus entwickelt und produziert. Einerseits geht es immer um eine Low-Tech-orientierte Nachrichten- und Datenübertragung. Dies kann als kritischen Statement zur Entwicklung der IT gelesen werden. Weiterführend wird der Informationsbegriff vor allem aber grundsätzlich thematisiert und erweitert – um weiter gefasste Informationssysteme von Natur, Evolution und Kosmos. Im Infolab wurden über die Jahre auch Natur- und Netzwerk-Research-Programme angehängt (etwa die international agierende Mycelium Network Society), oder zahlreiche Residency-Reihen, innerhalb deren externe Künstlerinnen eingeladen wurden. 2021 ist dies eines von mehreren Infolab-Projekten:

Infolab-Streaming der 1., 2., und 3. Natur: Die Gegenwart dauert 3 Sekunden. Beiträge sollen als generierter Content die erste, zweite und dritten Natur differenzieren.
1. Natur: Unbelebte Materie, zB. Wasserstoffharmonien, Quantenrauschen, thermisches Rauschen.
2. Natur: Organische Soundquellen. zB. Käfer (Rice-bug Streaming), Wurzelrauschen
3. Natur: Der Algorithmus: Seit Beginn des Techno ist der Algorithmus in der Musik ein wichtiger Bestandteil geworden. Es geht um interaktive Loopfunktionen und programmiertechnisch wiederkehrende Rhythmen der Algorithmen. Diese komplexen Streams einer 1., 2. und 3. Natur sollen bearbeitet und in mehreren Varianten gestreamt werden.

Quasikunst: Core, Content, Kontext und Wahrnehmung

Quasikunst ist eine der kontinuierlichen Research-Schienen der Stadtwerkstatt. Hier wurden in den letzten Jahren verschiedene Projekte im Haus entwickelt und produziert, bzw auch externe Künstlerinnen eingeladen. In Reflexion dieser Schiene wurde zuletzt eine Publikation fertiggestellt, die 2021 unter dem Titel »STWST Deep Art Contexts / QUASIKUNST« präsentiert wird. 2021 geht es aber darüberhinaus um Fragen nach einer anderen Art von Form und Content, Wahrnehmung, Technologie und Bewusstsein. Dazu werden Ansätze eines »anderen« Scriptings oder auch ein Nachleuchten-Gegenwelt-Kino entworfen. Wesentlich sind hier eine Beschäftigung mit Körper, Sprache und Technologie, bzw die Grundsatzfrage, welche Arten von

Form und Content überhaupt geeignet sind, um im volldigitalisierten Modus nicht reduktiv zu wirken, sondern in etwas übergehen, was im Technologiekontext oft als »immersiv« bezeichnet wird. Gerade im Digitalisierungsschub müssen inmitten abgeflachter Contents und sich verengender Formate Perspektiven offengehalten werden. … … Das ist eines von mehreren Quasikunst-Projekten dieses Jahr:

Nik, oder: It's the content, stupid: Dies ist ein getextetes Content- und Wahrnehmungsprojekt, ein Scripting, das inhaltlich mit fragmentarischen Texterstellungsmethoden arbeitet und dann in eine Programmierung von Tags und Videosequenzen mündet (Wörter, Satzfragmente, Körper, Movement). Dieses Projekt setzt auf die Beschäftigung mit Sprache und Körper als erste Medien auf – und arbeitet dementsprechend mit erweiterten literarischen Formaten, die in eine Techno-Zukunft weisen (»SF-Exploitation«) und Fragen nach Bewusstsein aufwerfen (Körper im Reduktionsmodus). Dies inkludiert abstrakte Technologiekoordinaten um Wahrnehmung in Frage zu stellen, bzw Wahrnehmung als anderen Bewusstseinsmodus zu schulen – durch einen Content dieser Erzählung, durch gepulste Tags von Worten, Satzteilen und diverses Andere.

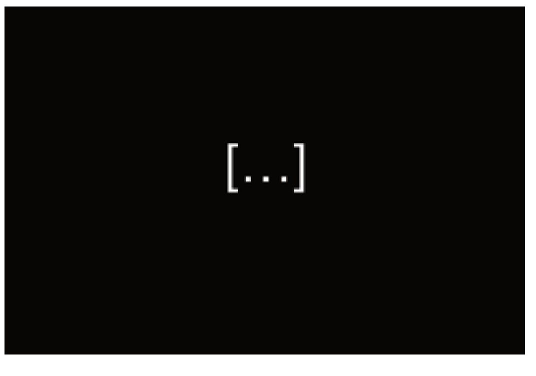






Bild: tanjab

Donautik/Eleonore

Donautik ist Forschung an der Peripherie. Gerade in Zeiten wie diesen ist es notwendig, die grundlegenden Fragen aus einer weitestmöglichen gedanklichen Entfernung zu stellen – und sich in physische Distanz zu setzen: Wasser, Natur, Information, Kreativität, Peripherie und Untergrund sind Komponenten dieser Überlegungen. Die Stadtwerkstatt setzt auf dem energieautarken Schiff Eleonore Projekte um, bzw lädt KünstlerInnen und Gäste dorthin ein. Die Eleonore ist seit 2018 in der Traun, im Mündungsbereich zur Donau, verankert.

ESSDC – Eleonore »STILL St(D)reaming« Dawn Concerts: 2021 finden in Anlehnung an die »Less Streams« von STWST48x6 im Vorjahr auf dem Messschiff Eleonore Streaming-Konzerte im Morgengrauen statt. Als Gegenkonzept zum Stream als Ersatzort begeben wir uns voll und ganz in den Strom und beschäftigen uns mit der Streambarkeit des Werkes und der Unstreambarkeit des Raums. Zwischen Umspannwerk und der strömenden Traun nutzen wir die ersten Sonnenstrahlen und lassen die Strömung den Sound hinaustragen. PANTA RHEI – ALLES STREAMT!

ESSDC #1 feat. Untergrundel Audiovision: Den Besucher*innen des STWST48x6 Festivals sind »Untergrundel Audiovision« dank ihrer dystopischen Live-Flussvertonung nicht unbekannt. Spätestens, wenn man erfährt, dass hinter dem Namen die (Lokal-)Matadore Electric Ray & Ape Lee stecken, läuten die (Aal-)Glocken. Ihr Auftreten ist für einen Auftakt der ELEONORE »STILL ST(D)REAMING« DAWN CONCERTS mehr als prädestiniert. Anders als im vergangenen September, als sie die Unterwasserwelt der Traun vor einem - durch Mindestabstand getrennten - Publikum vertonten, rücken die menschlichen Zuhörer*innen diesmal in die zweite Reihe. Hauptpublikum sind die Bewohner*innen der Traun selbst. Pünktlich um 06:20 zu Sonnenaufgang startet die Livestream-Vertonung von der Eleonore aus. Für die Fische (& Krebse)! – im Zweikanalton (Unter- & Überwasser). Erster Termin und mehr Infos: siehe nebenstehend!

DeckDock

Als DeckDock wird seit 2008 der Bereich der Donaulände unterhalb der Nibelungenbrücke bezeichnet, wo Projekte der STWST stattfinden. Auf diesem schmalen Wildwuchs-Streifen an der Donau, mitten im Zentrum der Stadt, wurden immer wieder Kunstformate entwickelt, bzw wurde das Areal auch fallweise in Ausstellungen thematisiert.

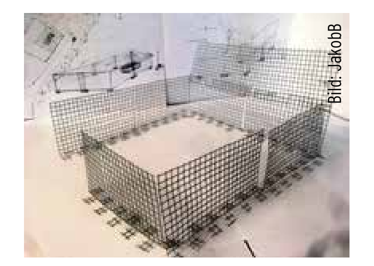


Bild: JakobB

Notnoponton ff: Ein Teil der STWST-Lände wird mit einem bespannten Bauzaun abgegrenzt. Es wird ein Environment mit Ortspezifikation aufgebaut, das Bezug auf vorangegangene Natur-, Wildwuchs- und Neuland-Projekte der Lände nimmt. Ein offener Prozess beginnt: Dieser inkludiert Versatzstücke vorangegangener Projekte, die Materialien des Flusses und der Lände und sucht die Verbindung mit dem physisch und sozial vorhandenen urban-ruralen Zonen an der Donau. Das Areal hinter dem Bauzaun verschwindet und wird gleichzeitig »privater«, ist aber dennoch semitransparent einsichtig und kann geöffnet und verwendet werden. Bietet Platz für Diskurs und Analyseprozesse. Der Bauzaun kann modular und temporär auch als Projektionsfläche, Leinwand oder Raumtrenner usw. verwendet werden.

Still Shining – Bringen wir den Stadtraum zum Scheinen: Eine scheinbar begrenzte Fläche im öffentlichen Raum der scheinbaren Natur mitten in der Stadt wird fallweise mit Licht »beschienen«: Mit einem »Still Shining« wird auf den Umgang mit öffentlich-kollektiven Zonen, bzw auf den Umgang von Politik und Gesellschaft mit diesen Bereichen verwiesen, oder auch auf den Strahlzwang, sprich die Lichtkonzepte der Institutionen, bzw überhaupt auf die städtischen Umgestaltungspläne des Donauraumes. Und: Es wird auf die Kunst an der Lände und die STWST im Speziellen verwiesen, die sich ins sensorische Twighlight des Stadtraums begeben.

DHM – Data Harvesting Machine: Daten sind das Gold unserer Gesellschaft. Mit fortschreitender Digitalisierung unseres Alltages nimmt die Erhebung noch so unwichtig erscheinender Werte einen großen, wichtigen Platz ein. Wir transferieren diesen Trend auf die städtisch-rurale Zone des DeckDocks, des schmalen Streifens Wildwuchs- und Donauländenbereiches vor der Stadtwerkstatt. Alles Gesehene und Wahrgenommene wird notiert. Die Data Harvesting Machine ist dabei ein mit Sensoren ausgestatteter und auf der Lände platziertes Daten-Tool-Kit. Aus diesen vorerst zweckfrei erhobenen Daten wird ein Datenset erstellt: Ein Dessert aus in Aspik konservierten Wahrnehmungs-Notizzetteln. Der Platz am Wasser wird als Umgebung erhoben, gespeichert und für neue Interpretationen mittels einer Homepage freigestellt. Der Prozess wird zeigen, was darstellbar ist – und wie die interpretativen Reduktions- und Erweiterungsprozesse laufen werden. Derzeit anvisierte Tags: Helligkeit, Kontraste, Grenzgebiet, Bewegungen, Fließgeschwindigkeit, Protokolle, Wert, Werte, Ja, Nein, Feuchtigkeit, Wachstum, Verderben, Leben, Sterben, Aus. Die Data Harvesting Machine beginnt ab April Daten zu ernten. In einem späteren Schritt werden Klang- und Sound-Artists Soundtransfer damit betreiben.

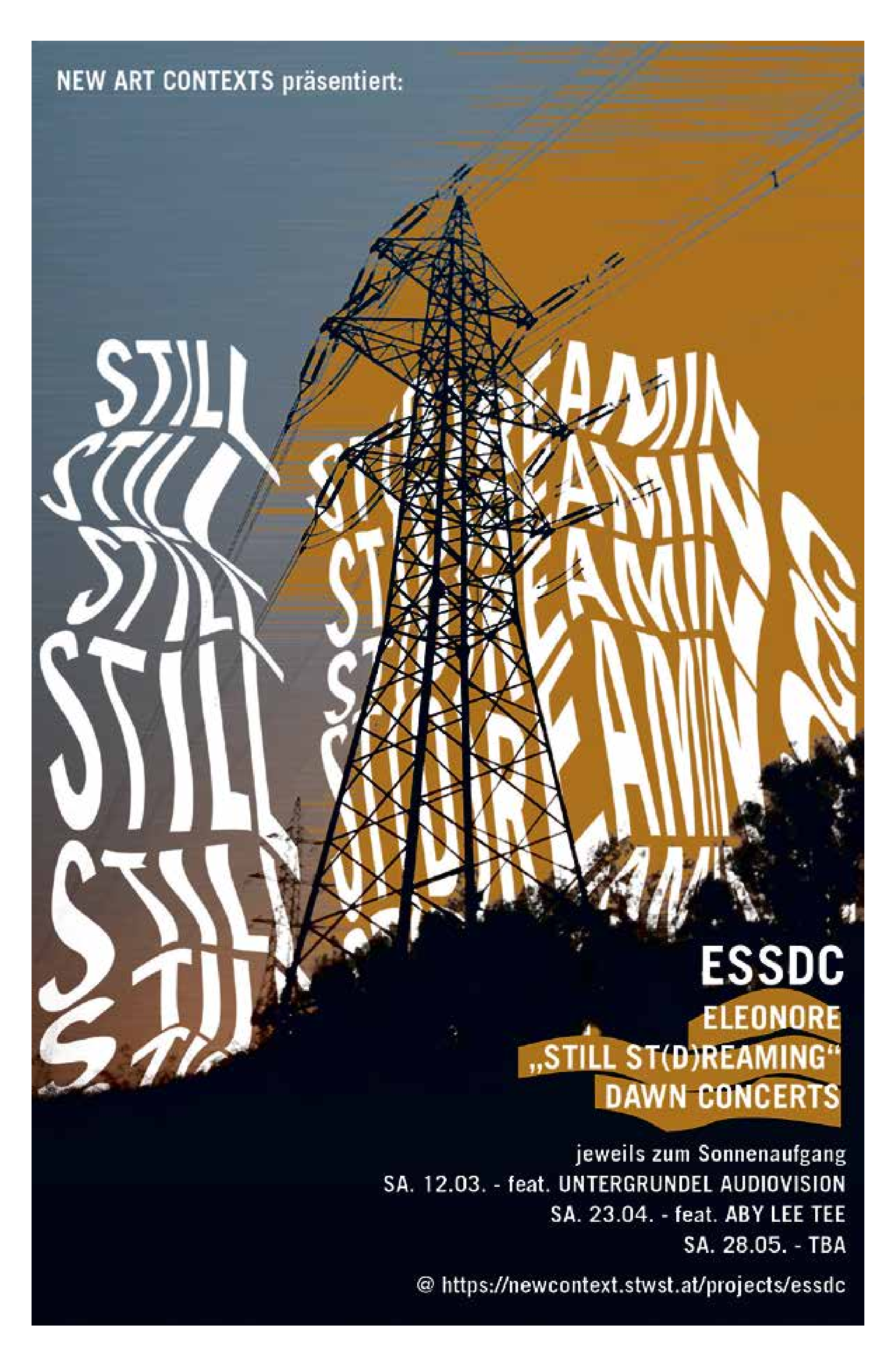


Bild: STWST

365 Tage Ausstellung in der STWST

Es ergibt sich aus der besonderen Situation, dass ein von den regulären Veranstaltungen freies Haus als permanent anwachsende Ausstellung betrachtet werden kann. Derzeit geht es um Wandflächen, Objekte und Installationen, die letztes Jahr in verschiedenen Kunstkontexten und Schauformaten gezeigt wurden. Die Situation wächst 2021 kontinuierlich an. Es werden zusätzlich befreundete Artists eingeladen. Ein leeres Haus im leeren Haus: STWST welcomes die Freundinnen der Kunst mit POLLY!

KULTURELLE SONDER-FÖRDERPROGRAMME DER STADT LINZ 2021



Doris Lang-Mayerhofer
Kulturstadträtin

LINZimPULS 2021
Fördersumme: Euro 90.000,–
Ende der Einreichfrist: 12.4.2021
Mehr Informationen unter **www.linzimpuls.at**

LinzEXPOrt 2021
Fördersumme: Euro 50.000,–
Ende der Einreichfrist: 6.5.2021
Mehr Informationen unter **www.linzexport.at**

LinzIMpORT 2021
Fördersumme: Euro 20.000,–
Ende der Einreichfrist: 6.5.2021
Mehr Informationen unter **www.linzimport.at**

LINZ_sounds 2021
Fördersumme: Euro 30.000,–
Ende der Einreichfrist: 6.5.2021
Mehr Informationen unter **www.linzsounds.at**

an_TON_Linz 2021
Fördersumme: Euro 15.000,–
Ende der Einreichfrist: 6.5.2021
Mehr Informationen unter **anton.linz.at**

LinzKultur/4 2021
Fördersumme: Euro 10.000,–
Ende der Einreichfrist: 7.10.2021
Mehr Informationen unter **www.linzkultur4.at**

Mit diesen Sonderförderprogrammen setzt die Stadt Linz wichtige kulturpolitische Akzente.

Kulturstadt





(D)ra(h)tlose Revolution

Michael Aschauer berichtet anhand des Startups Helium Systems Inc. über ein People's Network, über Long Range Wide Area Networks (LoRaWAN), Blockchain und Revolutionen im Internet der Menschen und Dinge. Dispatches from the West Coast.

Mit Schlagworten wie Peer-to-peer und Blockchain kann man einige Millionen an Venture-Kapital einsammeln – wenn man gut vernetzt ist. Peer-to-peer ist jene Technologie, die sich gerne einer Kommerzialisierung entzieht und daher ergibt es Sinn, sie mit der Blockchain zu verbinden. Das ist, nochmal kurz gesagt, jene Technologie einer verteilten Datenbank für eine Welt, in der niemand niemandem mehr vertrauen kann, deren eindrucksvollste reale Anwendungsszenarien bis jetzt das Anziehen von spekulativen Investments und Kryptokatzen sind. Passt also perfekt. Warum auch Technologie entwickeln, die die Welt braucht, wenn man die Welt verändern und an die Technologie anpassen kann? Damit in Medias Res:

»The People's Network, das auf die [sic!] *Helium-Blockchain beruht, stellt einen Paradigmenwechsel für eine dezentralisierte drahtlose Infrastruktur dar. Von Menschen betriebene Netzwerke. Starten Sie eine drahtlose Revolution.«*

So steht es auf der Website von *Helium Systems Inc.*, einem 2013 gegründetem Startup aus San Francisco, das im Laufe der letzten Jahre 50 Millionen Dollar an Kapital eingesammelt hat, um eine Revolution auszurufen. Also eine kleine, stinklangweilige Silicon Valley Firma unter vielen, auf der Mission, die Welt zu verbessern? Oder doch innovative Technologie? Ist es die Revolution, auf die wir schon sehnsüchtig warten? Was steckt dahinter?

Dichtung und Wahrheit, Mythos und Fakt sind in Firmenhistorien - vor allem im Silicon Valley - schwer zu trennen. Es geht vorerst um die Idee eines drahtlosen Peer-to-peer-Netzwerks, unter anderem mitgetragen vom ehemaligen *Napster*-Mitgründer Shawn Fanning. Laut Selbstbeschreibung mit dem Ziel, *»die Herstellung angeschlossener Geräte zu vereinfachen.«* So klingt das auch gleich etwas ehrlicher: Mit Menschen hat das mal wenig zu tun.

»Wir haben das menschliche Genom sequenziert und glauben, dass sich der Mensch weiterentwickelt und immer fortschrittlicher wird. Anstatt jedoch Technologien zu entwerfen, die Vertrauen bildet und fördert, entwerfen wir immer noch Technologien, die Knappheit annehmen und Selbstsucht fördern.«[1]

Damit wieder zu Helium: Mit der Entwicklung eines eigenen Funknetzstandards unter dem Namen LongFi hatte sich das Startup etwas verlaufen und ist 2019 offiziell auf das existierende, offene Protokoll *LoRa* (Long Range Wide Area Network) umgeschwenkt.

LoRa ist an sich keine uninteressante - und keine ganz unbekannte - Technologie. Es ist ein drahtloses Netzprotokoll, das energiearm ist und Reichweiten bis zu 10 Kilometer erzielt. Es reichen also wenige Gateways oder Sender, um eine ganze Stadt abzudecken. Auch im Umkreis der Stadtwerkstatt wird damit experimentiert, öffentliche Verkehrsmittel übermitteln damit (auch in Linz) Positionsdaten, die Schweizer *swisscom* betreibt laut ihrer Website ein LoRaWAN, das 96.7% der Schweizer Bevölkerung abdeckt. Ähnliche flächendeckende kommerzielle Netze gibt es unter anderem in den Niederlanden und in Korea. *The Things Network* (TTN) ist eine communitybasierte Initiative, die 2015 in Amsterdam gegründet wurde und inzwischen große Teile der Niederlande versorgt. Sie deckt aber auch Städte wie Berlin oder Zürich größtenteils ab. Der Name »Low Range« spricht aber für sich: Für Fotos und Katzenvideos sind die erzielten Datenraten viel zu gering - LoRa ist kein Netzwerk, das Menschen mit Menschen verbindet, sondern Sensoren mit Maschinen. Ein Netzwerk für das Internet der Dinge. Und zwar primär kommerziell betriebene Dinge wie Sensoren in Landwirtschaft, Transport, Logistik oder E-Scooter Sharing.

Aber was ist nun das Geschäftsmodell von Helium? Vordergründig scheint es der Verkauf überteuerter Router zu sein, die gleichzeitig Miner für die Kryptowährung *Helium Network Token* sind. Der Betrieb des Netzwerks wird also ausgelagert auf Menschen, die sich einen Hotspot für 500 Dollar kaufen und dann mit den durch Netzabdeckung und bei Übertragung erzeugten HNT bezahlt werden. Zum Vergleich: Einen ähnlichen LoRa-Router kriegt man um weniger als 100 USD. Klingt unglaublich? Zurzeit sind laut Helium Explorer 18.093 Hotspots weltweit aktiv und es ist das größte, öffentliche LoRaWAN-Netzwerk in den USA. In einem Land, wo man von einem Mindestlohn - so er überhaupt existiert - selten Miete bezahlen kann und viele von ihrer Pension – so überhaupt vorhanden – nicht leben können, ist das aber vielleicht gar nicht so erstaunlich. Der Druck, immer neue Nebeneinkommen zu finden, ist groß, und damit kann man auch Geschäfte machen.

Vielleicht steckt noch mehr dahinter. Laut Website schafft The People's Network *»eine völlig neue drahtlose Wirtschaft, die das traditionelle Telekommunikationsmodell zum Aufbau einer drahtlosen Infrastruktur auf den Kopf stellt.«* Sollte das – jetzt mal ganz hypothetisch gesehen – gelingen, ist Helium Telekomprovider, ohne selber eine Infrastruktur betreiben zu müssen. Auch genial. Und Helium ist dann Gatekeeper und Marktmacher dieser neuen Wirtschaft.

Damit sind wir doch eher wieder beim »klassischen« Plattformkapitalismus und bei »disruptiven Technologien« im Sinne von Innovationen, die bestehende Dienstleistungen und Geschäftsmodelle vom Markt verdrängen, um eine Monopolstellung zu erobern, um bei allen - und vor allem: von anderen - erbrachten Leistungen mitzunaschen. Ausgerüstet mit einer App und dem langen Atem von Venture-Investment-Millionen kann man auch existierende Modelle neu erfinden und vom Markt verdrängen. Oder bisher nicht verwertbaren Bedürfnissen oder Ressourcen eine bis dato nicht existente, kommerzielle Logik aufdrücken.

»Ich hatte wirklich an die Ideologie geglaubt, dass der Aufbau eines Unternehmens der beste Weg ist, die Welt zu einem besseren Ort zu machen [...] Das Gewinnmotiv ist der einzige Weg, um die Probleme in großem Maßstab zu lösen. Ich habe das wirklich geglaubt.«[2]

So tritt auch der Klassenprimus Uber – der mit Milliarden an Venture-Capital das Taxi und Sammeltaxi auf App-Basis neu erfunden hat und damit Arbeitsrechte mit Füßen tritt – mit dem erklärten Ziel an, nicht nur das etablierte Taxigewerbe obsolet zu machen, sondern den öffentlichen Verkehr – oder zumindest große Teile davon - zu ersetzen. Erste Kleinstädte wie Innisfil in Kanada haben sich dazu entschlossen, Uber-Fahrten zu subventionieren, statt in ein Bussystem zu investieren.[3] Das wird in Zukunft natürlich von selbstfahrenden Elektroautos erledigt – nach Marskolonien und Geoengineering ist das der größte Traum kalifornischer Technoenthusiasten. Durchaus verständlich, wer verbringt schon gerne seine Freizeit mit dem Lenken von Fahrzeugen auf zwölfspurigen Freeways. Apropos Elektroautos: Tesla, nach Börsenwert der wertvollste Autohersteller der Welt, der – sicher innovative – Elektroautos für die Oberklasse baut, lebt im wesentlichen von Subventionen und dem Verkauf von Emissionszertifikaten, neuerdings auch von der Spekulation mit Bitcoins[4] – ein Musterschüler des freien Marktes also.

Aber wieder zurück zu Helium: *»Das Mining von HNT erfolgt durch die Aufstellung eines einfachen Gerätes an Ihrem Bürofenster. Das ist alles. Ernsthaft.«* Klingt doch noch einfacher als: *»Setze dich hinters Steuer und erziele Umsätze«* (Uber) oder: *»Tritt einer vielfältigen Community von Gastgebern bei, schaffe unvergessliche Erlebnisse für Reisende und verdiene dir etwas dazu, um das zu tun, was du liebst.«* (AirBnB). Fast so gut wie: *»Let your car work while you finally go fly fishing.«* (Turo)

Klingt alles nach Satire – lachen können sicher diejenigen, die Weltraumfahrt als Zweithobby haben – wenn es nicht so ernst wäre.

Sollten wir es nicht schaffen, jemals genug Besitz anzuhäufen, damit der für sich selbst und für uns arbeiten kann, können wir immer noch *»Teil einer enthusiastischen Gemeinschaft von Campern werden«* (Amazon's CamperForce), die von der Mindestpension nicht leben kann, Haus oder Wohnung aufgibt, um in einen Kastenwagen oder ein Wohnmobil zu übersiedeln, und dann als Wanderarbeiter durchs Land zu ziehen. »The last free place in America is a parking place«.[5] Noch.

Als Saisonarbeiter für Amazons Weihnachtsgeschäft kann man sich dann auch im Alter fit halten und pro Schicht einen Halbmarathon durch Amazons Lagerhallen laufen – man wird dafür sogar mit knapp 10 Euro pro Stunde bezahlt! Vom Countdown des Barcodescanners angetrieben oder hinter Robotern hechelnd:

Netzwerke, die von Menschen - für Maschinen von Menschen - betrieben werden, eben.

Lesetipps

Xiaowei Wang: Blockchain Chicken Farm. And Other Stories of Tech in China's Countryside
Adrian Daub: What Tech Calls Thinking: An Inquiry Into the Intellectual Bedrock of Silicon Valley
Jessica Bruder: Nomadland. Surving America In the Twenty-First Century
Wendy Liu: Abolish Silicon Valley. How to Liberate Technology from Capitalism
Ben Tarnoff & Moira Weigel: Voices From the Valley: Tech Workers Talk About What They Do - And How They Do It
Anna Wiener: Uncanny Valley. A Memoir

----

[1] Xiaowei Wang: Blockchain Chicken Farm. And Other Stories of Tech in China's Countryside
[2] Ben Tarnoff & Moira Weigel: Voices From the Valley: Tech Workers Talk About What They Do - And How They Do It
[3] The Guardian, 16.07.2019, *https://www.theguardian.com/cities/2019/jul/16/the-innisfil-experiment-the-town-that-replaced-public-transit-with-uber*
[4] LA Times, 10.02.2021, *https://www.latimes.com/business/story/2021-02-10/tesla-bitcoin* Bloomberg, 27.01.2021, *https://www.bloomberg.com/news/articles/2021-01-27/tesla-credit-revenue-may-rise-to-2-billion-credit-suisse-says*
[5] Jessica Bruder: Nomadland. Surving America In the Twenty-First Century

----

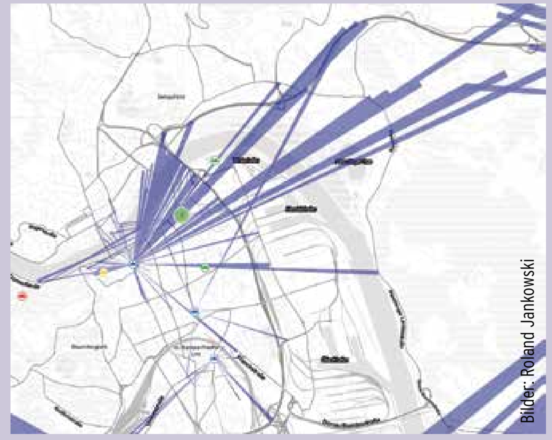
Michael Aschauer wartet in einer geodätischen Kuppel in San Diego North County auf das Ende der Covid19-Krise.

LoRaWAN und TTN in Linz

Das LoRaWAN bildet nicht nur die Technologie für fancy Westcoast-Startups wie Helium Systems Inc, sondern ist, wie Michael Aschauer in seinem nebenstehenden Text auch erwähnt, als TheThingNetwork (TTN) in vielen Städten bereits in Funktion. Der Energieanbieter Linz AG betreibt zum Beispiel seit Jahren ein flächendeckendes LoRaWAN Netz in Linz. Einige Linienbusse haben z. B. ein weißes, halbrundes Ding am Dach, ein LoRaWAN-Gerät, vermutlich zur Positionsbestimmung und für Fahrzeug-Telemetriedaten. Die LinzAG testet auch Strom/Gas/Wasserzähler über LoRaWAN. Es wurde an den Anbieter auch herangetragen, sich am TheThingsNetwork zu beteiligen - so wie viele andere kommunale Netzbetreiber es auch tun; oder das Netz der Öffentlichkeit auf andere Art zur Verfügung zu stellen. Was bisher – meist mit Verweis auf »technische Beschränkungen in diesem Netz« – nicht gemacht wurde. Was ein freies LoRaWAN-Netz betrifft, ist Linz allgemein im Vergleich zu anderen Städten deutlich abgeschlagen, allerdings sind im letzten Jahr doch ein paar Standorte auf TTN dazugekommen.

Hier in der Stadt betreibt Roland Jankowsi einen LoRaWAN-Sender im TTN Verbund, bzw. arbeitet er auf DIY-Basis mit dieser Technologie. Von ihm kommen auch die Informationen zum LoRaWAN-Standort Linz, sowie die Bilder mit Sendestandorten im Vergleich Wien/Linz. Die blauen Strahlen illustrieren im Vergleich die erfolgreichen Übertragungen der letzten drei Monate.

Zu LoRaWAN ist außerdem ein Workshop von Roland Jankowski in der STWST geplant, sobald Covid das zulässt.


Bilder: Roland Jankowski

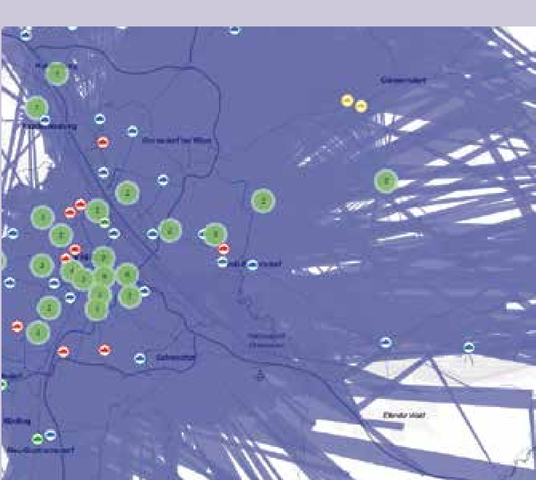


Bild oben: TTN Linz. Bild unten: TTN Wien

Brezel und Unendlichkeit

Es begann als kollektiver Traum der Post-Hippie-Ära und endete in einer unüberschaubaren Masse an lose miteinander verknüpften Digitaldokumenten. *Barbara Eder* über Mythos und Realität des infiniten Universalprojekts Xanadu.

Im Vergleich dazu ist Jorge Luis Borges Aleph eine ebenso bescheidene Idee wie die seiner babylonischen Bibliothek – die gedruckten Fiktionen aus Lateinamerika wurden Anfang der Sechziger Jahre durch ein Computer-Projekt herausgefordert, das seinen Siegeszug von der amerikanischen Westküste aus begann. Theodor Holm Nelson, Erfinder und Ideengeber der universalen Hypertext-Library Xanadu, war ursprünglich mit anderem als Coden beschäftigt. Als Philosophie-Student am Kunst-College von Swarthmore hatte er eben erst ein Rockmusical vollendet und mit den Dreharbeiten für einen neuen Film begonnen; an der Bay Area von San Francisco machte er Bekanntschaft mit einer Gruppe von Computer-Enthusiasten, die sein Denken fundamental verändern sollten. Sie nannten sich *People's Computer Company* und luden jeden Mittwochabend zu offenen Gesprächen über alternative Rechner.

Am College war Ted Nelson, Visionär der gegenkulturell geprägten Flower-Power-Generation, erstmals in Kontakt mit Computern gekommen – und lernte etwas: Programmierung. Anfangs sah er darin nicht viel mehr als ein Set an Regeln, das ihn vor dem Ertrinken im Fluss seiner ausufernden Assoziationen rettete; später entdeckte er, dass diese Regeln nicht vom Himmel fallen, also veränderbar sind – und wurde zum Hacker. Die Vorarbeiten für seine Computer-Fibel, die die kalifornische Counterculture maßgeblich mitbestimmte, begannen in den ausgehenden Siebzigern, währenddessen hangelte sich der Harvard-Dissertant von einem Mac-Job zum nächsten – am Rande der Computerindustrie ebenso wie am akademischen. 1973 trat er eine Stelle an der Universität von Illinois an, heimisch wurde er dort ebenso wenig wie an den Enden der Bürokorridore von High-Tech-Unternehmen. Nelson begann mit seinem Mammut-Projekt *Computer Lib / Dream Machine* – ein Buch in zwei Bänden, das bereits durch seine Aufmachung frappiert: Kein angebissenes Obst oder gebogenes Fenster im Vier-Farben-Druck ziert das Cover, stattdessen eine geballte Faust. Die Abkürzung »LIB« – so legt das Bild aus der Black-Panther-Ikonografie es nahe – scheint mehr für »Liberation« denn für »Library« zu stehen, demgemäß auch der Inhalt: »The computer can no longer be left to a priesthood«, entgegnet Nelson dem aufkommenden Guru-System der IT-Professionals – nicht ohne vom Befreiungsschlag aus anderen Branchen zu profitieren. Per Fußnote nimmt er immer wieder Anleihen beim Zweite-Welle-Feminismus, deren Akteur_innen mit der Rückeroberung ihrer reproduktiven Rechte begonnen haben. Nelson ignoriert sie nicht, sondern zitiert – unter anderem auch aus Ellen Frankforts Aufsatz »Vaginal Politics«.

In *Computer Lib / Dream Machine* von 1974 werden einige Ideen antizipiert, die mit der Xanadu umgesetzt werden sollten – als *Ideen* trotzen sie dem strikten Ablauf eines Programmflusses jedoch ebenso wie den rigiden Gesetzmäßigkeiten einer Computer-Architektur. In Reaktion darauf nimmt der Autor nicht etwa Abstand von der Utopie, er sucht nach anderen Technologien abseits der Begrenzungen des Realitätsprinzips. In *Computer Lib*, dem ersten Band des Traktats, wird mit Parolen wie »Computer Power to the People!« und »Down with Cybercrud!« noch für die Wiederaneignung von Wissen und Maschinerie mobilisiert; in *Dream Machine* verlässt Nelson den Boden der politischen Realität schon nach wenigen Seiten: Ein Hippie mit Superman-Umhang ziert das Cover des zweiten Bandes und konfrontiert die Leser_innen mit einem Computer-Screen, der noch nicht existiert. Erste Ansätze zur Verwirklichung liefern die Skizzen auf den Folgeseiten – im Stil einer antiautoritären Pädagogik, die sich mit »Hyper-Comics« an die Leser_innen wendet: Am Screen der Zukunft werden alle Panels nach Belieben neu angeordnet – und sämtliches Lehrpersonal durch sie ersetzt. Dahingehend favorisiert Nelson nicht die im Entstehen begriffenen »Computer-Assisted-Instructions (CAD)« seiner Zeit; die vierte Wand, die die Ordnung jedes Klassenzimmers bestimmt, sollte mittels raumergreifender »Hyper-Media« niedergerissen werden. Durch die übergroßen, für den Druck kaum geeigneten Seiten und ein Layout, das Anklänge an den *Whole Earth Catalogue* von Stewart Brand – ein Periodikum für Heimwerker_innen und Hippies – erweckte, wirkten Nelsons Visionen schon damals überlebensgroß.

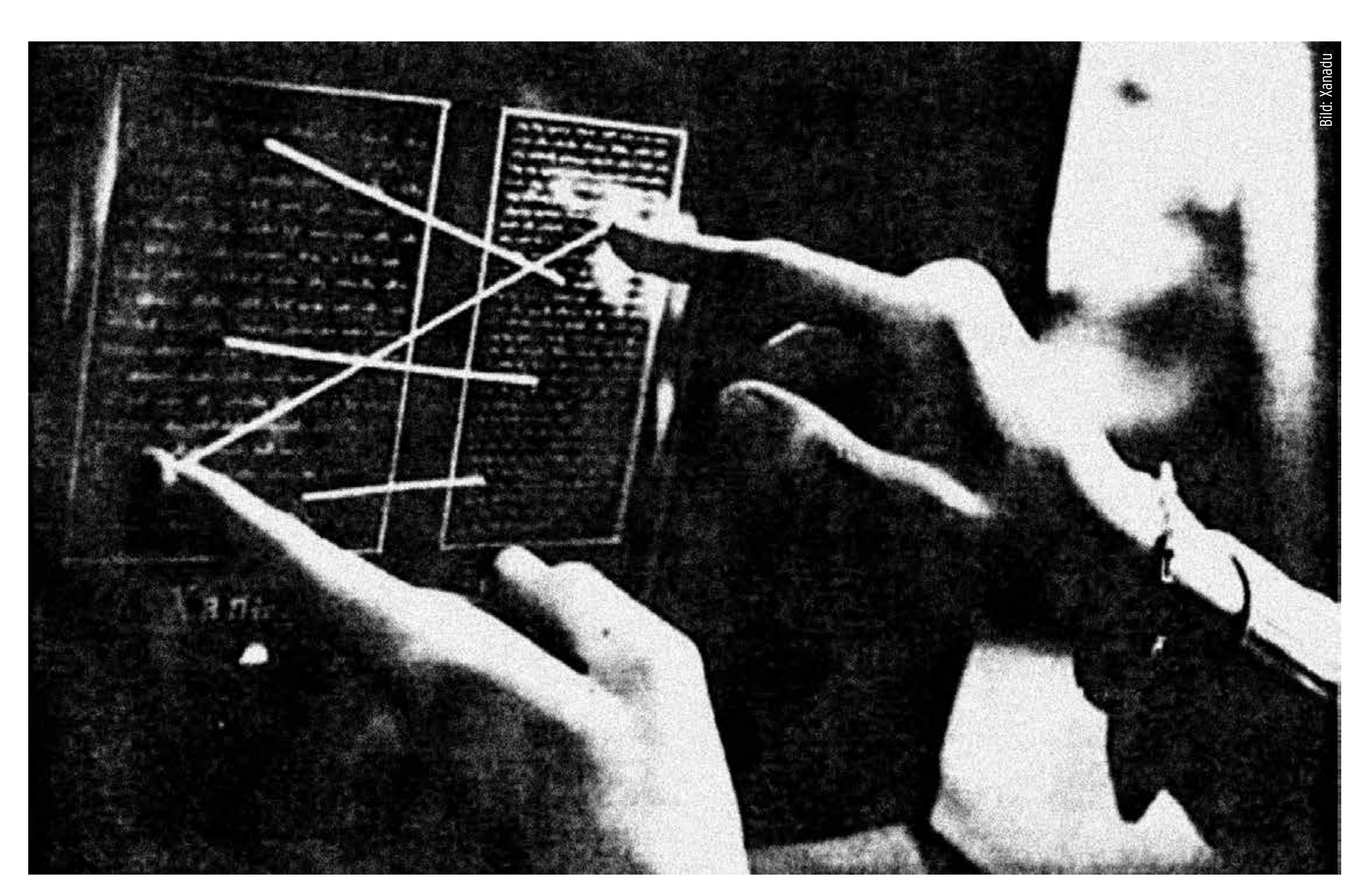


Bild: Xanadu

Modell der »Transpointing Windows« (1972)

Der Traum von der universalen Hypertext-Bibliothek liegt abseits des Mainframe-Horizonts – und ist ein *child* mit mehr als einem *parent*. Seit den frühen Sechzigern imaginiert Nelson eine Technologie zur Distribution digitalisierten Wissens. Anders als die Konstrukteur_innen neuronaler Netze, die dieser Tage »die Natur« nachahmen, schwebt ihm eine Datenstruktur mit möglichst vielen Verlinkungen vor: Links zu jedem Teil eines Dokuments sollten prinzipiell möglich sein und jede_r das Recht dazu haben, sie zu erstellen – auch in einem Dokument, das andere geschrieben haben. Aus diesem darf man zitieren ohne es zu kopieren – ein Vorgang, den Nelson als Transklusion bezeichnet. Bereits in *Computer Lib* spricht er von Listen, die durch bestimmte Textelemente mit verwandten oder identischen Elementen in anderen Texten verknüpft werden. Auf diese Weise sollen Konnexionen zwischen großen und kleinen Abschnitten eines Textes, ganzen Seiten oder einzelnen Absätzen entstehen. Nelson zufolge entspräche dies dem menschlichen Denken, assoziativ und in seiner Aufmerksamkeit schwankend – und auch im Wachzustand sorgte eine Struktur dieser Art für die Erfahrung eines fortwährenden Anderswo.

Xanadu liegt in Nordchina, begonnen hat das Projekt mit mehr als dreißig Jahren Laufzeit jedoch in New Jersey. Eine Gruppe von Hackern, die einem Computerclub in Princeton angehörten und kaum älter als fünfzehn Jahre waren, zeigten sich von Nelsons Idee begeistert und wurden zu seinen ersten Jüngern. Sie nannten sich R.E.S.I.S.T.O.R.S. – ein Akronym für Radikale Emphatische Studenten mit Interesse an Wissenschaft, Technologie und anderen Forschungen – und teilten mit ihm seinen eigentümlichen Humor. Obwohl es Nelson gelang, einige von ihnen lebenslang an sich zu binden – seine spätere Assistentin Lauren Sarno sollte unzählige unbezahlte Stunden damit zubringen, *Computer Lib / Dream Machine* für einen Nachdruck bei Microsoft Press zu rekonstruieren – blieb die Entlohnung karg bis kaum vorhanden. Xanadu wurde nicht entwickelt, es entwickelte sich – ohne Verträge und Organisationen, eher wie ein bunt bemalter VW-Bus, dem unterwegs immer wieder das Benzin ausging.

Xanadu ist weder Software noch Hardware, anfangs hatte es ein Backend ohne Frontend – ein Verhältnis, das sich später umkehrte – und war Daten- und Infrastruktur zugleich – im Grunde genommen ist Xanadu aber nichts von alledem und am Ende vollkommen unwartbar. Anfang der Neunziger hielten selbst die treusten Hacker Nelson nicht länger die Stange und der Versuch, am Ende alles zu archivieren, kam zögerlich. Jonathan Shapiro, der mit der Aufgabe des nachträglichen Dokumentierens betraut war, benötigte Monate, um den Slang der Gruppe zu entziffern – das, worüber die Xanadu-Programmierer sprachen, hatte den Charakter von absoluten Metaphern, die für Außenstehende Unfug waren. Erst nach und nach erkannte Shapiro, dass mit »Bert« eine Datei im Xanadu-System gemeint war, die nach Bertrand Russell benannt worden war. Rob Jellinghaus, ein dazumal noch junger Softwareentwickler, der heute für Microsoft arbeitet, stellte kurz vor dem Aus zum ersten Mal die entscheidenden Fragen – und der Kaiser konnte seine Nacktheit nicht länger verbergen. Selbst wenn es nicht mehr wüchse, gäbe es früher der später ein Skalierbarkeitsproblem in Bezug auf das durch Xanadu vernetzte Wissen. Von technischen Problemen dieser Art zeigte Ted Nelson sich indes unbeeindruckt, seinen Grundsätzen blieb er bis zuletzt treu: »Die meisten Menschen sind Idioten, Autorität ist meist heimtückisch, Gott existiert nicht, und alles ist falsch«.

Die periodisch wiederkehrenden Krisen von Xanadu waren niemals nur solche der Finanzierung – unterschiedliche Mitarbeiter_innen hatten im Laufe der Geschichte des Projekts auch immer wieder versucht, den Prototyp eines Xanadu-Servers zu erstellen. Bereits die Alpha-Version war miserabel – und die Probleme lagen weitaus tiefer als der Code. Träume bauen stets auf anderen Träumen auf und als Tim Berners Lee den ersten Hypertext-Link im www platzierte, war längst entschieden, welche Technologie das Digitalzeitalter bestimmen würde. »Pretzel or infinity, it's up to you«, bemerkte Theodor Holm Nelson noch in seiner 1987 erschienen Hypertext-Enzyklopädie *Literary Machines* – selbst dem »Dümmsten Anzunehmendem User« hat er die Entscheidung über die jeweilige Technologie wider Willen abgenommen – die Wahl zwischen Xanadu und www hat sich am Ende nicht gestellt.

Was aber war oder ist Xanadu gewesen? Ein Treppenwitz der Computergeschichte, ein gegenkultureller Kampf um den sinnvollen Aufbau der technischen Welt, eine Hack-Attack gegen die Zumutungen des Mainstreams oder der Versuch, sich im Denken doch noch zu orientieren? Xanadu war eines von vielen gescheiterten Computerprojekten, die Idee des Verlinkens hat sich beim Bloggen und im Online-Journalismus jedoch weitgehend erhalten. Weiters ist Xanadu der Versuch, für die Bahnen im Kopf seines exzentrischen Erfinders einen Ausdruck zu finden. Über drei Dekaden hinweg hat Ted Nelson sich und sein Denken ins Zentrum dieser Welt gesetzt – und bis heute sind Tonbandgerät und Videokamera seine Waffen gegen die Furcht vor einem Vergessen, das den an einem Aufmerksamkeitsdefizit leidenden Visionär so anfällig für Ablenkungen aller Art werden lässt. Abseits davon ist Xanadu aber vor allen eines: Ein Plädoyer für das Vergessen. Andernfalls wäre aus den externalisierten Gedanken Ted Nelsons das geworden, was Jorge Luis Borges in einer seiner frühen Erzählungen einmal »das unerbittliche Gedächtnis« nannte.

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org/

Wenn Computer sprechen

Das Research Lab 2021 der Netzkulturinitiative servus.at befasst sich unter dem Titel »Conversations with Computers« mit Gesprächen zwischen Menschen und Maschinen. *Matthias Schäfer* über mechanische Sprachwunder und Geschlechterklischees in KI-Systemen.

In Wohnzimmern und Küchen, auf Laptops, Smartphones und kleinen runden Lautsprechern breiten sich die meist weiblichen Stimmen aus. Vernetzt mit Rechenmaschinen auf der ganzen Welt warten sie darauf, dass ihre Namen ausgesprochen werden, um deine Stimme ins Netz zu senden und zu analysieren. Gelingt die Transkription nicht algorithmisch, übernimmt manchmal ein Mensch diese Aufgabe. Dieser hört sich stundenlang Gesprächsfetzen an, natürlich anonymisiert, und übersetzt Sprache in Text, damit die Maschine beim nächsten Versuch die richtigen Muster in der Aufzeichnung erkennt. Bei erfolgreicher Transkription sendet der Server die Antwort an das Gerät zurück, welches diese im freundlichen Ton einer synthetischen Frauenstimme abspielt.

Geschichten von künstlichen Assistentinnen gab es schon in antiken Mythen. So baute sich der humpelnde Hephaistos Dienerinnen aus Gold, die ihn bei seiner Arbeit unterstützen, sprechen können und Verstand besitzen. Doch erst in den vergangenen Jahrhunderten haben wir die technologischen Mittel geschaffen, um die Konstruktion mechanischer DienerInnen ernsthaft anzugehen. Am Höhepunkt der Automatenbaukunst im 18. Jahrhundert erfand der Franzose Jacques de Vaucanson eine mechanische Ente, die zwar nicht quaken konnte, dafür aber scheinbar einen funktionierenden Verdauungstrakt besaß. Die mechanische Attraktion tourte durch europäische Adelshäuser und ließ sich von ihrem Publikum mit Körnern füttern. Das, was die Ente ausschied, war allerdings ein vorbereiteter gefärbter Brei, der sich in einem versteckten Behältnis befand. Dieses Prinzip des mechanischen Tricks bediente sich auch Vacaucansons Zeitgenosse Wolfgang von Kempelen, der mit seinem Schach spielenden Automaten in Gestalt eines Turban tragenden Türken für Aufsehen sorgte. Die Illusion, der Automat würde autonom agieren, wurde durch eine kleine Person im Inneren der Maschine ermöglicht, die über Zahnräder, Hebel und Seilzüge den Puppenarm des Tisches kontrollierte. Die hybride Maschine ist heute Namensgeber für Amazons *Mechanical Turk*, die größte Plattform für digitale Mikroarbeit, die eine Liste von Klickjobs für Centbeträge aufführt. Auch heute wird damit die Illusion autonomer Maschinen mit „künstlicher Intelligenz" aufrecht erhalten, die im Verborgenen von einer Armee an unterbezahlten Arbeitskräften ermöglicht wird.

Auch wenn der Schachtürke die Aufmerksamkeit auf sich zog, galt Wolfgang von Kempelens wissenschaftliches Interesse der Nachahmung der menschlichen Sprache. Seine Untersuchungen zur Phonetik schrieb er in dem Werk *Mechanismus der menschlichen Sprache* nieder. Er baute einen Apparat mit einem Blasebalg, Gummischlauch und einer hölzernen Nase, mit dem die Erzeugung grundlegender Phoneme möglich war.

Zu denen, die von Kempelens Buch beeinflusst wurden, gehörte ein deutscher Tüftler namens Joseph Faber, der 1841 seine eigene, mechanisch konstruierte Sprechmaschine vorführte. Diese fand in Deutschland nur wenig Interesse und wurde vier Jahre später in den USA als *Wonderful Talking Machine* präsentiert und verbessert. Diese Maschine bestand aus einem bizarr aussehenden sprechenden Kopf, der in einem seltsam geisterhaften Ton sprach, während Faber ihn mit Fußpedalen und einer Tastatur manipulierte. Für den Erfinder führte die Maschine nicht zum erhofften finanziellen Erfolg, allerdings wurde sie als *Euphonia* in London präsentiert, wo sie den Vater des Telefon-Erfinders Alexander Graham Bell begeisterte und dem Jungen zur Inspiration seiner ersten Sprechmaschine diente.

Bild: Public Domain

Joseph Faber's Talking Machine
(Foto von Mathew Brady's studio im American Museum of curiosities in New York City, circa 1860)

Für die Ausstellung *Mensch-[in der]-Maschine* im „Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe" (ZKM) baute der Medienkünstler Michael Markert den *kII (Kempelen 2.0)*, eine interaktive Installation, in der BesucherInnen durch Bewegung, Öffnung und Schließung der Hände spielerisch einen Sprachsynthesizer steuern können. Damit bringt er Kempelens Sprachapparat mithilfe von Mikroelektronik und Sensortechnik in das 21. Jahrhundert, verfremdet ihn allerdings so, dass eine bedeutungslose, menschenähnliche Stimme erzeugt wird, die neue gestikulativ-sprachliche Interaktionen ermöglicht.

Durch die Erschließung der Elektrizität wurden neue Mensch-Maschine-Interaktionen möglich. So wurde durch die Erfindung des Telefons und des Radios die menschliche Stimme über weite Strecken übertragen. Um die Übertragung von Sprache zu optimieren, forschten die *Bell Laboratories* daran, die Stimme zu digitalisieren, wozu sie den Vocoder (Voice Encoder) entwickelten. Auf der Weltausstellung 1939 in New York wurde der Voder demonstriert, der die Spracheingabe und Transformation des Vocoders auslässt und die elektrische Synthese der Stimme über eine Konsole mit 15 Tasten und einem Fußpedal ermöglicht. Diese Apparatur wurde von speziell dafür ausgebildeten Frauen (Operator) bedient.
Für Kriegsapparate und Forschungszwecke waren in den 1930er und 40er Jahren menschliche Computer notwendig. Meistens waren es Frauen, die mathematische Tabellen z.B. für die Verwendung von Ballistikgeschossen anfertigten. Mit Einzug der ersten digitalen Rechenmaschinen wurden Mathematikerinnen, denen häufig eine höhere wissenschaftliche Position verwehrt wurde, als Programmiererinnen dieser elektrischen Universalmaschinen eingesetzt. Zunächst wurde der (mechanische) Computer mit Lochkarten und Kabeln für bestimmte Operationen programmiert. Schnell wurde klar, dass das Programmieren komplexer Systeme eine abstrakte semantische Sprache benötigt, aus welchem Grund in den 1950ern die Programmiersprachen *Fortran* von John W. Backus, *Lisp* von John McCarthy und *COBOL* von Grace Hopper erfunden wurden. Letztere orientiert sich stark am geschriebenem Englisch. Gedacht für Geschäftsanwendungen, war es der erste Versuch, natürliche Sprache für die Programmierung eines Computers zu verwenden.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden die uns heute geläufigen Mythen über Computer. Geschichten von anthropomorphen Wesen, wie der Boardcomputer HAL9000 in der Weltraum-Odyssee oder Samantha in dem Film *Her*. In beiden Filmen werden die körperlosen Stimmen sich ihrer Emotionen bewusst und emanzipieren sich von ihrer menschlichen Programmierung. Der Künstler Tillmann Ohm macht dies in seiner Arbeit *Reflections of HAL and Samantha* deutlich, indem er die beiden künstlichen Wesen in einen Dialog treten lässt.

Für den Amazon-Gründer Jeff Bezos war der Computer in *Star Trek* Inspiration dafür, in die cloud-basierte Sprachsoftware *Alexa* zu investieren. Das Produkt wurde zunächst als vernetzter Lautsprecher vermarktet. Die Software weitet sich jetzt auf weitere Gegenstände aus, darunter Uhren, Smartphones, Schmuck, Glühbirnen und Türklingeln. Der aggressive Preiskampf mit Amazon-vernetzten Produkten dient dazu, den Markt für das vernetzte Haus zu erobern, aber auch dazu, möglichst viele natürliche Sprachdaten zu sammeln. In den letzten 15 Jahren haben sich verstrickte gewichtete Netzwerke für Klassifizierungs- und Mustererkennungsaufgaben in der Informatik durchgesetzt. Diese Systeme erfordern in vielen Fällen große Datenmengen, um nach der Initialisierung Wörter in gesprochenen Texten zu erkennen. Eine globale, konzerninterne Datenbank aus Sprachaufnahmen ermöglicht dem Unternehmen die Verbesserung ihrer Spracherkennung. Der Eingriff in die Privatsphäre dabei ist immens und wurde in mindestens einem Fall bereits von US-amerikanischen Strafverfolgungsbehörden genutzt.

Die Künstlerin Lauren Lee McCarthy spielt mit diesen Spannungen zwischen Intimität und Privatsphäre, Bequemlichkeit und Handlungsfähig-keit. In ihren Projekten *LAUREN* und *SOMEONE* vernetzt sie das Haus freiwilliger Personen und tritt entweder selbst als Steuerungssystem auf oder lässt andere aus der Ferne die Freiwilligen überwachen und die Geräte ihres Zuhauses kontrollieren.

Die Rolle menschlicher Arbeit hinter Sprachassistentinnen bezieht sich allerdings nicht nur auf Ausführung und Verständnis von Befehlen. Menschen neigen dazu, Stimmen zu interpretieren und nach Alter, Geschlecht und sozialem Status zu kategorisieren. Unternehmen machen sich das zunutze und gestalten ihre Sprachsoftware nach bestimmten Identitätsschemata, die mit einer Geschichte, Hobbys und Präferenzen versehen werden. Eben diese Illusion begeistert NutzerInnen. In einem Think Piece der UNESCO mit dem Titel *I'd blush if I could* untersuchen sie schädliche geschlechtsspezifische Vorurteile, die mit digitalen Assistentinnen einhergehen. Die Sprachassistentinnen großer Tech-Unternehmen sind standardmäßig als weibliche Persona mit einer klugen, bescheidenen und manchmal witzigen Persönlichkeit geskriptet. Durch ihre unterwürfige Haltung unterstützen sie damit ein patriarchales Bild von Frauen, das wir schon von den menschlichen Computern und anderen Sekretärinnenrollen kennen. In dem Paper wird gefordert, dass Frauen in der IT stärker gefördert und mit einbezogen werden. Es ruft dazu auf, KI-Software möglichst nicht mit Gender-Attributen zu belegen und sich mit Hilfe von KI-Assistentinnen klar gegen sexistische Verhaltensweisen zu positionieren.

Die Forscherin und Künstlerin Nadine Lessio erschafft nutzlose Sprachassistentinnen um die aktuelle Unternehmensagenda von Produktivität, Effizienz und Konsum zu kritisieren. Dabei nutzt sie die Programmierschnittstellen, die für Geräte wie *Alexa* und *Google Home* zur Verfügung gestellt werden, um für die künstlichen Assistentinnen z.B. eine Depression zu simulieren. So ist *SAD Home* ein Alexa-Hack, der je nach Wetterlage den NutzerInnen ihre Wünsche erfüllt oder sich einfach wieder abschaltet.

Diese Beispiele machen offensichtlich, dass sich Interaktionen zwischen Mensch und Computer stetig verändert. Schon heute ist die Auswertung von und Kommunikation mit natürlicher Sprache von enormer Bedeutung und wir kommen dem menschlichen Wunsch nach sprechenden, künstlich geschaffenen Wesen näher. Personifizierte Software muss allerdings nicht geschichtlich gewachsenen Stereotypen entsprechen. Unternehmen, die das veraltete westliche Frauenbild von Sekretärinnen wieder aufleben lassen, sollten zur Verantwortung gezogen werden. Es sollte schon jetzt ein gesellschaftlicher Diskurs stattfinden, wie wir mit personifizierten Computern umgehen möchten. Dabei sehe ich die hier aufgeführten künstlerischen Projekte als Versuch, neue Wege zu gehen, abseits der Logik von profitorientierten Unternehmen.

Matthias Schäfer (pitscher.net) ist Künstler und Gestalter. Er studiert Interface Cultures an der Kunstuniversität Linz, wo er sich mit digitalen Netzwerken auseinandersetzt.

Der gestohlene Schuh des Manitu

Aylin Aichberger im Gespräch mit Richard Schuberth, der kürzlich den Roman »Bus nach Bingöl« veröffentlichte, über türkische Spendernieren, identitäres Innendesign und Cultural Appropriation (CA).

Richard, wurde dir bereits der Vorwurf der »kulturellen Aneignung« gemacht?

Nie direkt. Aber einige, die mein Buch thematisieren, kommen reflexartig auf das Thema zu sprechen. Sehr vorsichtig greift man dieses gar nicht heiße Eisen an und fragt mich, wie ich dazu stehe und ob man den Roman oder den Umstand, dass ich, ein Bleichgesicht, ihn geschrieben habe, nicht doch vielleicht in diese Richtung kritisieren könne, und wie ich mich dazu positioniere. Interessanterweise kam das bislang noch nie von Menschen mit mehr oder minder kurdischer Abstammung. Die reagierten immer mit Neugier, Interesse und auch Dankbarkeit.
Was daran nervt, dass sehr viel Zeit mit diesem Modethema verplempert wird, die genutzt werden könnte, interessantere Fragen zu erörtern, die den Roman betreffen und die er aufwirft.

Von diesem Vorwurf kann ich mich freisprechen, weil ich dich gleich direkt zu CA befragen werde, und zwar als jemanden, der sich seit Jahrzehnten kritisch zu verwandten Themen, vor allem zu Kulturalismus äußert, und nun zufällig, durch die Publikation eines Romans, der in Kurdistan spielt, selbst in die Schusslinie geraten könnte. Das hätte dann die eigenartige Pointe, dass – ich drücke es bewusst überspitzt aus – deine Herkunft und Abstammung zum Wertmaßstab deiner langjährigen Analysen zum Thema werden. Hast du CA nicht schon früh problematisiert?

Mich hat stets weniger die *kulturelle Aneignung* als die *kulturalisierende Aneignung* interessiert. Also die bildungsbürgerliche Gier nach kultureller Differenz, welche meistens in einem antirassistischen und antikolonialistischen Gewand daherkommt, aber diese Differenzen selbst mitkonstruiert und damit andere gesellschaftliche Widersprüche überschreibt. Eine wohlmeinende Aneignung, die dem rassistischen, meinetwegen kolonialen Denken nicht entkommt. Als 19-jähriger Kabarettist brachte ich zum Beispiel einen Sketch auf die Bühne, in der ich die Spenderniere eines regimekritischen türkischen Schriftstellers spielte, die sich in einer Talk-Show darauf freut, dem Direktor der Österreichischen Industriellenver-einigung eingepflanzt zu werden.
Ich wurde damals schon mit dem Phänomen konfrontiert, dass sich wohlhabende Österreicher einen echten Ausländer hielten. Als Freunde. Der Staranwalt einen Romamusiker, der sozialdemokratische Bankdirektor einen türkisch-kurdischen Gastarbeiter, und dann fand ich heraus, dass diese recht verdächtigen Beziehungen weit häufiger waren, als ich es mir vorgestellt hätte. Natürlich waren solche angeblichen Freundschaften alles andere als symmetrisch und zwecklos. Diese Gönner verdinglichten ihre fremden Freunde als exotische Bestätigungsdummys der eigenen Weltoffenheit und kulturellen Aufgeschlossenheit und befriedigten ihre Gier nach dem Anderen, dem Eigentlichen, Unmittelbaren, Bodenständigen, das diese Menschen angeblich verkörperten, zu, wie ich es an anderer Stelle einmal ausgedrückt habe, »Thai-Masseuren ihrer kulturellen Verspannungen«. Sie hätten aber niemals »weiße« Proletarier zum Heurigen, ins Theater oder nachhause eingeladen. Der Prolo wird für die *Eh-Leiwanden* erst als der kulturell Andere zum Subjekt, das dann aber doch nichts als ein Objekt bleibt.
In einem Drehbuch für eine migrantische Komödie, das ich 2003 schrieb, hab ich eine Dinner-Party zweier Pärchen aus diesem Milieu eingebaut. Die sind mit ihren jeweiligen Ausländern unzufrieden, die einen mit ihrem Griechen, will er ihnen zu intellektuell ist, die anderen mit ihrem zu naiv-bodenständigen Kurden. So beschließen sie, ihre Ausländer einfach zu tauschen, der eine bleibt bei den Gastgebern, der andere geht mit seinen neuen Freunden heim.

Ich glaube, wir brauchen nicht darüber zu diskutieren, dass jede künstlerische Tätigkeit in gewissem Sinne kulturelle Aneignung, dass Kultur immer ein Hybrid ist, jedes geistige Erfassen durch Aneignung passiert. Ansonsten gäbe es keine Kultur oder Zivilisation, sondern nur Autismus und totalen Provinzialismus.

Aber ich glaube, das wissen die meisten Kritiker der CA auch. Es geht um Identitätsvampirismus, um Privilegienhierarchien der Aneignung und um die Definitionsmacht. Was indianische, schwarze, balkanische Kultur ist, bestimmen wir. Was, dieser John Coltrane soll Jazz sein? Wir wollen richtigen »Jatz«. Wir wollen Peter Alexander …



Bild: Richard Schuberth

Klar. Genau diese Machtverhältnisse wollte ich gerade ansprechen.

Das wusste ich. Deshalb musste ich dir um jeden Preis zuvorkommen, damit ICH diesen Aspekt erwähne und nicht als der naive weiße liberale Onkel dastehe. Das Lob des Hybrids ist im Übrigen selbst kulturalistisch durchseucht, weil es seine Lust aus der Rassenschande bezieht, was nur funktioniert, wenn man an Rassen glaubt. Dieses Bild will sagen: Es versteht nicht, dass das Hybrid immer der selbstverständliche Normalzustand ist, das Homogene die künstliche, ideologische Zurichtung. Und nicht umgekehrt. Die Vermischung findet nur geil, wer an das Märchen von den reinen Elementen glaubt, die sich mischen. Der Karneval der Kulturen ist der Inbegriff bürgerlichen Bewusstseins, weil er sich die kulturelle Aneignung als gleichberechtigten Tausch einbildet. Und hierin haben die Kritiker der CA völlig recht, sie sind ein notwendiges Korrektiv, nicht nur die ehrlichen Rassisten fertigzumachen, sondern den kulturell Aufgeschlossenen den Wahn auszutreiben, ihre Verdinglichung des Migrantischen, Fremden, ihr Paternalismus, ihre Stereotypisierungen seien Awareness.

Wir haben hier nicht Platz und Zeit, über verwandte Richtungen wie Critical Whiteness und Postcolonial Theory zu reden. Bleiben wir also bei der CA, die du zu meiner Überraschung zu verteidigen scheinst, obwohl du ja durch deinen Roman »Bus nach Bingöl« beste Aussichten hast, selbst Ziel einer solchen Kritik zu werden.

Ich bin dafür und dagegen. Dass man gegen Blackfacing und Whitewashing auftritt, sollte eine Selbstverständlichkeit sein. Wenn Musiker wie Goran Bregović, um auf weißer Zigeuner zu machen, Romamusikern wie Šaban Bajramović Kompositionen und Royalties klauen, ist das ein ziemlich klarer Fall, und wenn Frankfurter Partybands mit klischeehafter Balkan-Madness mazedonischen Romabands die Gigs wegschnappen und arische Klezmerbands mit geborgter chassidischer Lebensfreude vernichtete Shtetlkultur verhöhnen, ist auch das ein Fall für den Kadi der kritischen Analyse. Problematisch sind die Kategorien, mit denen viele CA-Kritiker operieren. Kulturelle Aneignung sagt es schon. Deren Vorstellungen von geschlossenen Kulturen, kollektiven Identitäten mit kollektiven Besitzrechten.

Du sprichst Essenzialisierung an. Und Kulturalisierung. Die Kulturalisierung des Sozialen?

Danke. Damit entlastest du mich davon, diese elementaren Schlagwörter zu verwenden, die mich ständig daran erinnern, dass ich mich wiederhole. Aber wenn sich die Blödheiten der Welt ohne zu erröten wiederholen, muss man bei bewährten Begriffen bleiben.
Hier zeigt sich der ideologische Kern von Identitätspolitik, die pauschal abzulehnen, ich selbst wieder für eine Denkverweigerung halte. Ich habe Sozial- und Kulturanthropologie studiert, ein Studium, das Bürgerkinder magnetisch anzog. Also Menschen, die gröberer materieller Sorgen meistens enthoben waren, und sich in der Tat nichts Ungerechteres vorstellen konnten, als dass jemandem seine Kultur weggenommen wird. Sie erfassten Kolonialismus, Rassismus und globale Ungleichheit durch die Zerrbrille der kulturellen Sinnproduktion. Wer ein Dach über dem Kopf hat, für den ist das Innendesign das Nächstliegende, und er oder sie sieht dann keinen wichtigeren politischen Kampf, als den kulturell markierten Marginalisierten ihre Identität zurückzuerstatten. Die aber oft nur eine Projektion ist. Sie wollen dem Reservatsindianer feierlich den Schuh des Manitu zurückgeben, obwohl der nie an Manitu geglaubt hat und lieber Nike- oder Gucci-Schuhe tragen möchte.
Viele der neueren Aktivist*innen wollen ein sehr infantiles Weltbild implementieren. Kolonialismus und Rassismus werden nicht als leider nicht unkomplexe Netzwerke historisch, global und lokal variabler Verhältnisse begriffen, über die sich ökonomische und politische Herrschaft legitimiert, sondern als ein auf kulturell angemalte Blöcke festgefrorenes System von geschlossenen Herrscher- und Beherrschtenkollektiven, Tätern und Opfern, folklorisiert, ethnisiert, moralisiert und wie im Nationalismus blind gegenüber internen sozialen Schichtungen.
Während der verdiente linke Antirassismus an vorderster Front noch immer gegen Essenzialismus kämpft, lassen diese identitätsbesoffenen Bürgerbubis und -mädis den Essenzialismus bei der Hintertür ins besetzte Haus hinein, weil er »Ich bin ein Opfer« in die Gegensprechanlage gewimmert hat, und so assistieren sie dem fatalen Zerfall der Menschheit in Stämme, Gangs, Rackets, Nationen und Aberglaubensgemeinschaften. Sie meinen es gut, tragen aber dazu bei, dass es bei den Linken bald ähnlich ausschauen könnte wie bei den Rechten.

Das klingt abstrakt. Heißt das eventuell, dass der Kampf gegen CA selbst rassistisch sein kann? Lass uns das anhand der am meisten strapazierten Beispiele exemplifizieren. Dreadlocks? Wo ist da der Antirassismus und wo der Rassismus?

Kritik an CA ist z. B. progressiv, wenn sie anklagt, dass von afroamerikanischen Angestellten das Abschneiden der Dreads verlangt wird, während sie bei weißen Celebrities als Weltoffenheit gefeiert werden. Solche Kritik thematisiert den unterschiedlichen Zugang zu den Gütern der Welt. Weltoffen kann nur sein, wem die Welt offensteht. Und darin zeigt sich die postkoloniale Hierarchie der Möglichkeiten. Der idealtypische privilegierte weiße Konsument hat in der Ethnoabteilung des Identitätssupermarktes unbeschränkten Zugang zu fremden Accessoires und hält sich den Fremden als Art Frischzellenlager für Stammesbewusstsein, Traditionalität und Eigentlichkeit. Ich finde Weiße, die rappen oder Blues singen, nicht schlimm, schlimmer ist es, wenn Schwarze dazu verdammt werden, nur zu rappen und Blues zu singen. Mir fiel auf, dass CA-Kritik, wenn sie von den Betroffenen selbst kommt (und nicht von ihren »weißen« Safe-Zone-Wärter*innen), weniger der Aneignung an sich, als einer Aneignung gilt, die sie und ihre Kultur stereotypisiert. Falsch wäre CA-Kritik, wenn die Dreadlocks als Eigentum einer angeblich kollektiven schwarzen Identität gefasst werden. Die kulturelle Aneignung begann schon, als Jamaikaner den Hairstyle der Rastafaris übernahmen, und nichts anderes ist sie, wenn sich Nigerianer und Bewohner Harlems die Haare verfilzen lassen. Sobald wir Dreads aber bei Menschen dunkler Hautfarbe als irgendwie schlüssiger und »arttypischer« empfinden als bei Menschen käsigerer Pigmentierung oder etwa bei einem Marokkaner als natürlicher als bei einer Spanierin, dann ist unser Erkenntnisapparat nicht nur falsch verschraubt, sondern dann haben wir ein ganz, ganz schweres Rassismusproblem. Man kann die Dreads natürlich als Symbol widerständiger Blackness deuten, was aber auch Ausrede für eine unbewusst rassifizierende Wahrnehmung sein kann. Diese fände einen Schweden in Tiroler Lederhose plausibler als einen Chinesen, der sie trägt.

Kehren wir am Schluss zur CA in der Literatur zurück. Eigentlich hätte ich mehr auf deinen Roman fokussieren wollen. Darf nun ein weißer österreichischer Autor einen Roman über Kurden, über Kurdistan schreiben? Oder anders gesagt: Wie würdest du Anfechtungen begegnen? Ich bitte um eine möglichst polemische Antwort.

Zunächst mal: Ich schenke unermesslich mehr her, als ich mir aneigne. Und da ich als intergalaktischer Forschungsreisender auf diesem wunderschönen Scheißplaneten notgelandet bin und seit 300 Jahren auf meine Rückführung warte, darf ich alles. Aber zugegeben, als ich, hier frisch angekommen, noch ein Materiewölkchen war, hätte ich auch Form und Identität eines Angolesen oder einer mazedonischen Romni annehmen können. Dass ich ausgerechnet in den wunderschönen Körper eines weißen alten Mannes schlüpfte und mich im Privilegienhotspot Mitteleuropa ansiedelte, ist wohl ein Eingeständnis.
Ich finde, es sollte jeder nur darüber schreiben, was er kennt. Denn wenn es auf diesem Planeten an etwas mangelt, dann sind es Familien-Sagas und Romane über das ungemein spannende Innenleben von Autor*innen. War das polemisch genug?
Meine exakte Meinung will ich mit einem Beispiel verdeutlichen. Der Münchner Anarchist Ret Marut lief 1918 seinem faschistischen Exekutionskommando davon und schrieb als B. Traven in seinem mexikanischen Exil Romane über die Unterdrückung der indigenen Bevölkerung, Bücher voll unvergleichlicher sozialer Empathie und Präzision. Sollte nach den neuen antirassistischen Rassenbestimmungsbüchern den mystischen Indioromanen eines Diplomatensohns namens – sagen wir – Gabriél José Guzmán mehr Legitimität zugestanden werden als dem Deutschen B. Traven, dann grabe ich das Kriegsbeil aus, kralle mir die Tiroler Bergflinte oder – je nach Verfügbarkeit – ein Gurkhamesser und mache Jagd auf den völkischen Abschaum, ganz egal, ob er sich als rechts oder links versteht. Danach – versprochen – gebe ich die Waffen blankgeputzt ihren Kulturen wieder zurück.

Eine ausführlichere Fassung des Interviews findet sich unter
http://versorgerin.stwst.at/autorin/aylin-aichberger

Richard Schuberth: *Bus nach Bingöl*, Drava Verlag, Klagenfurt 2020, 280 Seiten, 21 Euro

---

Aylin Aichberger denkt sich gerne Lebensläufe aus, hat damit aber kein Identitätsproblem.

Der gebrochene Spiegel

Seit Otto F. Kernberg sein Werk über narzisstische Persönlichkeitsstörungen veröffentlicht hat, ist die Diagnose zur vagen Metapher geworden. *Magnus Klaue* fragt, warum das so ist.

In Barbet Schroeders Psychothriller »Single White Female«, der 1992 in die Kinos kam, spielt Jennifer Jason Leigh die junge Hedra Carlson, die als Untermieterin bei Allison Jones (Bridget Fonda) einzieht. Allison hat sich von ihrem Freund Sam getrennt und wünscht sich eine Mitbewohnerin, um ihre Tage nicht allein verbringen zu müssen. Zunächst ist sie von Hedra begeistert, doch dann beginnt diese, sich immer aufdringlicher in Allisons Leben einzumischen. Jedes Date, zu dem Allison sich verabredet, wird von Hedra mit freundlicher Perfidie verhindert. Als Hedra sogar beginnt, Allison Kleidung und Frisur zu imitieren und auf diese Weise eines nachts mit Sam, der wieder zu Allison zurückkommen möchte, im Bett landet, weil er sie für seine Ex-Freundin hält, wird Allison endgültig klar, dass ihre Untermieterin psychisch gestört ist. Im Laufe einer gewalttätigen Konfrontation bringt Hedra Sam um, indem sie ihm den Absatz eines Schuhs ins Auge rammt, woraufhin sie von Allison in Notwehr getötet wird.

Obwohl Schroeders Film stark an Alfred Hitchcock anknüpft, stellt er mit Hedra und Allison zwei weibliche Sozialcharaktere in den Mittelpunkt, die Hitchcocks Filme noch nicht kannten. Der Typus der jungen, weißen, alleinstehenden Mittelstandsfrau existiert in »Single White Female« in zwei Varianten, die spiegelbildlich gegenübergestellt werden: Allison ist die erfolgreiche Freiberuflerin, beliebt, aber wegen ihrer selbstverordneten Flexibilität psychisch instabil, im Privatleben wie in der Arbeit gut vernetzt, aber gerade deshalb einsam. Hedra ist ihr ähnlich, doch weil ihr die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung des Scheins sozialer Konformität fehlt, ist sie Allisons Gegenbild. Wie jeder Widersacher vermag Hedra sich in das Gefühlsleben ihrer Rivalin einzufühlen und nutzt die Fähigkeit zur anteilnehmenden Beobachtung, um sich an die Stelle derjenigen zu setzen, die sie beneidet und hasst. Sieht man den Film als Inszenierung einer Spaltung, in der eine psychisch gesunde, aber labile Person der manifest pathologischen, aber in ihrer Krankheit starken Wiedergängerin ihrer selbst begegnet, erscheint der Film als Auseinandersetzung mit einem Persönlichkeitstypus, der seit den Siebzigern von der Populärpsychologie zum Trivialmythos erhoben wurde: dem narzisstischen Charakter.

Narzissmus wird heute ebenso denen attestiert, die der asketischen Moral der Nachhaltigkeitsgesellschaft widersprechen, wie denjenigen, die mit ihr konform gehen; als Narzissten werden ebenso die Abziehbilder des Social-Media-Betriebs wie diejenigen verdächtigt, die sich diesem entziehen; Männer, die rücksichtslos auf ihre erodierten Privilegien pochen, gelten genauso als narzisstisch wie Frauen, die solche Privilegien öffentlichkeitswirksam kritisieren. Als Donald Trump amerikanischer Präsident war, konnte man sich jegliche Begründung der Kritik an seinem Regierungsstil mit dem Hinweis ersparen, er sei ein pathologischer Narzisst; im Kampf gegen machtbewusste Frauen ist es im Berufsleben noch immer aussichtsreich, ein paar Bemerkungen über »weiblichen Narzissmus« fallen zu lassen. Und um diejenigen, die man nicht leiden kann, rhetorisch niederzumachen, genügt überall der Hinweis auf den Narzissmus des Opponenten.

Verglichen mit solcher Trivialisierung der Narzissmus-Diagnose ist Schroeders Film weitaus genauer. Er begreift Narzissmus in seiner Ambiguität, als Normalität und Pathologie, am Beispiel des weiblichen Sozialcharakters. Psychoanalytisch bezeichnet Narzissmus sowohl eine Konstitutionsbedingung dessen, was Freud die normale Entwicklung nannte, wie eine Charakterstörung, in der eine im primären Narzissmus angelegte Pathologie sich verselbständigt und gegen das Subjekt wendet. Um ein kritisches und eben deshalb widerständiges Selbst auszubilden, bedarf das Subjekt des Anderen als Spiegel des eigenen Selbst, das zugleich das Ideal-Selbst und eine virtuelle spätere Selbstidentität vorstellt. Der Andere fungiert bei der gelingenden Subjektkonstitution notwendig als ein gebrochener Spiegel: Er erfüllt seine Funktion nur, wo er dem Selbst das eigene Ideal *entstellt zurückgespiegelt*, als Bestätigung und eben darin auch als Korrektur des Bildes, das das Subjekt sich von sich selber macht. Erst in der Reflexion auf die Kluft zwischen Selbstbestätigung und Selbstveränderung in dem durch den Anderen aufs Subjekt zurückgeworfenen Bild vermag das Subjekt die Konturen seiner Selbst verändernd zu schärfen und sich zu entwickeln: Es wird sich der Fähigkeit zur Selbstveränderung als Bedingung der Möglichkeit freier Selbstidentität bewusst.

Narzisstische Charakterstörungen sind dadurch gekennzeichnet, dass die Reflexion des Subjekts auf sich selbst im Spiegel des Anderen stillgestellt ist und aus der Entwicklung ein Zirkel wird. Der Andere wird nicht als Spiegel, sondern als Echo des eigenen Selbst begehrt, weshalb alles, was aus dem Anderen einen wirklichen Spiegel machen würde – die Brechungen und Umdeutungen, durch die sich das vom Anderen reflektierte Bild vom Selbstbild unterscheidet –, abgewehrt wird. Im Fall von Allison und Hedra ist die Differenz offenkundig: Während Allison Hedra in dem Moment abzulehnen beginnt, da deren anteilnehmende Identifikation ins Bedürfnis umschlägt, den Unterschied zwischen sich und Allison zu tilgen, attackiert Hedra Allison in dem Moment, als sie bemerkt, dass diese sich *Ähnlichkeit statt Verschmelzung* wünscht. Normaler, psychisch stabiler Narzissmus begehrt im Anderen ein abweichendes und gerade darin bestätigendes Bild seiner selbst; pathologischer Narzissmus begehrt im Anderen die eigene Verdoppelung. Weil in der weiblichen Sozialisation Beruf, Erfolg und Selbstbestätigung im Spiegel einer der Privatsphäre entgegenstehenden Öffentlichkeit lange Zeit schwieriger zu erlangen waren als in der männlichen, tritt die Problematik des Narzissmus in weiblichen Biographien besonders schroff zu Tage. Der Unterschied zwischen psychischer Stabilität und Devianz zeigt sich in »Single White Female« am Konkurrenzkampf Hedras um Sam, den Mann, den sie Allison nicht etwa wegnehmen, sondern in dessen Augen sie an die Stelle Allisons treten will. Weil sie sich den Spiegel ohne Spiegelndes, die Wiederholung der eigenen halluzinierten Subjektivität ohne wiederholendes Objekt wünscht, greift sie statt auf Verführung, Betrug oder Hochstapelei auf pure Zerstörung zurück.



In seiner Studie »Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus« von 1975 hat Otto F. Kernberg narzisstische Charakterstörungen in ihrem Unterschied zu Neurosen, Psychosen, aber auch zur Borderline-Störung beschrieben. Eine entscheidende Differenz sieht er darin, dass narzisstische Charakterstörungen aufgrund der mangelnden Einsichtsfähigkeit der Erkrankten in den pathologischen Charakter ihres Verhaltens besonders schwer therapierbar sind. Die mangelnde Einsicht hat systematische Gründe. Weil Personen mit einer narzisstischen Pathologie so lange, wie sie sich ihre Partner, ihr berufliches Umfeld und ihre Freunde nach Maßgabe der Verdoppelung des eigenen Selbstbildes aussuchen können, sozial konform leben, empfinden sie sich als psychisch gesund und werden darin von ihrem Umfeld bestätigt. Nur Phasen, in denen der Mechanismus narzisstischer Verdoppelung Risse bekommt, weil sich das Umfeld – sei es in einer Liebesbeziehung, sei es in der Arbeit – in seiner widerständigen Objektivität bemerkbar macht, eignen sich als Ankerungspunkte für die Therapie. Kernberg beschreibt die anormale Konformität narzisstischer Persönlichkeiten so: »Narzißtische Persönlichkeiten fallen auf durch ein ungewöhnliches Maß an Selbstbezogenheit im Umgang mit anderen Menschen, durch ihr starkes Bedürfnis, geliebt und von anderen bewundert zu werden … Ihr Gefühlsleben ist seicht; sie empfinden wenig Empathie für die Gefühle anderer und haben – mit Ausnahme von Selbstbestätigungen durch andere Menschen oder eigene Größenphantasien – im Grunde sehr wenig Freude am Leben; sie werden rastlos und leiden unter Langeweile, sobald die äußere Fassade ihren Glanz verliert und momentan keine neuen Quellen der Selbstbestätigung mehr zur Verfügung stehen. … Die mitmenschlichen Beziehungen solcher Patienten haben im allgemeinen einen eindeutig ausbeuterischen und zuweilen sogar parasitären Charakter; … hinter einer oft recht charmanten und gewinnenden Fassade spürt man etwas Kaltes, Unerbittliches. Häufig werden solche Patienten als ‚sehr abhängig' angesehen, weil sie so stark auf … Bestätigungen durch andere angewiesen sind, *aber im Grunde sind sie völlig außerstande, eine echte Abhängigkeit zu entwickeln*, d.h. sich auf einen anderen Menschen wirklich zu verlassen«. (Kursiv MK)

Obgleich bei Kernberg Narzissmus keine Metapher eines falschen gesellschaftlichen Verhältnisses ist, zeichnen seine Fallstudien präzise nach, worin narzisstische Persönlichkeitsstörungen objektiven gesellschaftlichen Tendenzen entgegenkommen. Während für die auf außerhäuslicher Erwerbsarbeit des Vaters basierende bürgerliche Gesellschaft neurotische und hysterische Charakterstörungen signifikant waren, korrespondieren die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, die Diffusion familiärer und beruflicher Hierarchien sowie die Aufwertung der Dienstleistungsberufe und anderer mit Kommunikativität und Empathie eher als mit Autorität und Selbstdisziplin konnotierter Tätigkeiten mit einer Charakterstruktur, in der Selbstbezüglichkeit und taktisches Einfühlungsvermögen, Unerbittlichkeit und Weichheit, Abhängigkeit und Autonomie verschmelzen. Was Kernberg am narzisstischen Charakter als Unfähigkeit beschreibt, »eine echte Abhängigkeit zu entwickeln«, bezeichnet diesen objektiven Schwund individueller Freiheit: Sowohl Momente von Selbstmächtigkeit wie frei gewählter Passivität schrumpfen dem narzisstischen Charakter zu Elementen taktischen Selbsterhalts eines leeren und zugleich »ausbeuterischen«, rudimentären und zugleich hypostasierten Selbst. Während die Pathologien des bürgerlichen Zeitalters auf einen schmerzhaft unaufgelösten Widerspruch zwischen Objekt und Subjekt verwiesen, zeugt die narzisstische Persönlichkeitsstörung eher von einer schmerzhaften Verschmelzung zwischen Subjekt und Objekt.

Die Korrespondenzen des narzisstischen Charakters mit objektiven ökonomischen und sozialpsychologischen Entwicklungen hat Christopher Lasch 1979 in seinem Buch »Das Zeitalter des Narzißmus« zu einem Gesellschaftspanorama ausgebaut, in dem Narzissmus als Erklärung für alle möglichen, oft nur scheinbar neuen Zerfallsformen der modernen Gesellschaft avancierte. Damit hat er, obwohl er den Begriff trennschärfer verwendet als heutige Kulturkritiker, den Anstoß für die Neigung gegeben, soziale Phänomene psychologisch, statt psychische gesellschaftlich zu erklären. Irreführend ist das in mehrfacher Hinsicht. Zum einen bezeichnen psychoanalytische Begriffe wie der des Narzissmus *übergesellschaftliche* Konstituenten der Subjektgenese. Obwohl sie nicht einfach Anthropologisches meinen, lassen sie sich ebenso wenig gesellschaftlich ableiten. Dass bestimmte Pathologien wie Hysterie, Neurasthenie, Psychose oder eben Narzissmus charakteristisch für bestimmte soziale Konstellationen sind, bedeutet nur, dass sie durch jene Konstellationen begünstigt und zu Emblemen von Epochen geworden sind; die psychische Struktur, auf die sie verweisen, geht aber nicht in Gesellschaft auf.

Zum anderen impliziert die Diagnose des Narzissmus spätestens seit den achtziger Jahren immer ein moralisches Werturteil. Wenn Kernberg von der Selbstbezogenheit, Kälte oder vom manipulativen Charakter pathologischer Narzissten spricht, verbleibt er auf der Ebene der Deskription, getreu der Freud'schen Maxime, dass nur die geduldige Darstellung, nicht die moralische Verurteilung, dem Patienten zur heilenden Erkenntnis seiner selbst verhelfen kann. Heute aber ist die Diagnose des Narzissmus ausschließlich als Vorwurf denkbar: entweder an den anmaßenden Einzelnen, der seine Zeitgenossen mit hypertrophen Ansprüchen überfordert, oder an die Welt, die oberflächlich und banal, wie sie ist, die Menschen um ihr Eigenstes bringt. Selbst wo sie den Moralismus in Politik und Alltag anprangert, ist die Kritik des Narzissmus immer moralisierend, nicht erklärend. Statt sie weiter endlos fortzusetzen, wäre es nützlicher, mit Freud und mit Kernberg am Unterschied zwischen deutender Beschreibung und moralischem Urteil festzuhalten. Das aber ist anstrengend, denn genau diese Unterscheidungsfähigkeit wird von allen Feinden der Psychoanalyse als unmoralisch, kalt und konservativ geschmäht.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

Der Alltag als Horror und Barbarei

Gisela Elsners Roman »Das Berührungsverbot« wurde nun 50 Jahre nach seinem Ersterscheinen neu aufgelegt. *Robin Becker* bespricht ihn für uns und zieht thematische Verbindungen zu anderen Veröffentlichungen der Autorin.

Man mag das literarische Bild, das Gisela Elsner in ihren ersten beiden Romanen »Die Riesenzwerge« (1964) und »Der Nachwuchs« (1968) entworfen hat, als Triptychon des reaktionären Kleinbürgertums in der postnazistischen Gesellschaft im Nachkriegsdeutschland auffassen, in dessen Mitte die bürgerliche Kleinfamilie steht, flankiert von deren Ökonomie in Form von Arbeit und Eigentum. Was in diesen Romanen an Sexualität vorkam, war wenig mehr als Ausdruck animalischer Triebe, bei denen selbst die Befriedigung ausblieb, welche ohnehin zumeist ausschließlich die des Mannes meinte. Elsner hat das in »Die Riesenzwerge« im Kapitel »Die Schafe« paradigmatisch in Szene gesetzt. Der sechsjährige Ich-Erzähler Lothar Leinlein erblickt dort auf einem Waldspaziergang mit seinen Eltern ein Paar beim Geschlechtsakt, der in der Beschreibung Lothars kaum von der Begattung von Tieren zu unterscheiden wäre, wüsste man nicht, dass es sich um Menschen handelte. Mehr als der Akt selbst steht aber die Reaktion auf ihn im Vordergrund, sowohl des Paares, für das sich der Akt im Nachhinein bloß als lustlose Betriebsamkeit darstellt, als auch die von Lothars Eltern, deren rigide Sexualmoral es verbietet, ihren Sohn über das Gesehene aufzuklären. Dem Kleinbürgertum stellt sich die fremde und auch eigene Sexualität gewissermaßen als beinahe mythologische Erscheinung dar, die Elsner als eine solche nicht eindrücklicher als durch einen Sechsjährigen zum Ausdruck hätte bringen können. Denn gerade in ihrer Darstellung einer Sexualität im Freien, die sich vermeintlich der herrschenden Sexualmoral zu widersetzen scheint, markiert Elsner einen lustfeindlichen Rückfall in animalisch-rohe, mythologische Sexualität. Nicht nur darin ist die Szene für das Frühwerk Elsners paradigmatisch, sondern auch, weil sie diese in ihrem dritten Roman »Das Berührungsverbot« in abgewandelten Formen wiederholt. Die Dialektik der Befreiung, die in repressive Sexualität umschlägt, wie es in »Die Riesenzwerge« nur angedeutet wird, ebenso, wie jener Zusammenhang von bürgerlicher Kleinfamilie, Arbeit und Eigentum sich gerade in der Sexualität niederschlägt und sich in ihr reproduziert, hat Elsner 1970 im Roman »Das Berührungsverbot« konsequent zur Darstellung gebracht. Dieser ist nun, 50 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung, in der von Christine Künzel herausgegebenen Werkausgabe im Verbrecher-Verlag wieder aufgelegt worden, ergänzt durch ein Nachwort von Veronika Kracher.



Bild: Oliver Grajewski/Verbrecher Verlag

Im Roman beschließen die Spießbürger Keitel, Dittchen, Hinrich, Stößel und Stief ihre abendlichen Zusammenkünfte von der Kneipe in ihre Eigenheime, nun auch mit ihren Ehefrauen, zu verlegen. Nach einem, auch in sexueller Hinsicht, ausschweifenden Abend bei den gerade erst verheirateten Stiefs, und wohl auch animiert von der Liberalisierung der Sexualität in der Öffentlichkeit sowie den Errungenschaften der Studentinnen- und 68er-Bewegung – was Elsner jedoch nicht expliziert –, verabreden sich die Paare zum Gruppensex. Was sie vordergründig als sexuelle Befreiung empfinden, eher jedoch ein Kokettieren mit von ihnen empfundenen Unanständigkeiten und Frivolitäten ist und bloß dem Verlangen patriarchaler Herrschaft nach mehr weiblichen Sexualobjekten entspringt, stellt sich im Roman grotesk als ›Treibjagd‹ auf die Frauen dar, die in den gänzlich verdunkelten Räumen dem Zugriff ihrer Ehemänner anfangs noch widerwillig zu entfliehen versuchen, ihn später aber mehr oder weniger gefügig über sich ergehen lassen. Legitimiert ist das Unterfangen nicht zuletzt durch die scheinheilige Doppelmoral der Ehemänner, die Prostitution zwar verteufeln, sie aber letztlich als Prinzip in der Ehe predigen und sie dort verwirklicht sehen wollen. Die tabuierte Prostitution hebt sich in »Das Berührungsverbot« mehr oder weniger auf im bürgerlichen Eheverhältnis als vertragliches Recht auf den Erwerb der Körper der Frauen auf Lebenszeit, und die Freiheit der männlich-rohen Sexualität wird nur erkauft durch die Unterdrückung der weiblichen.

Tabuiert ist Sexualität im Roman aber eigentlich als solche, denn den Freunden und »Freundesfrauen«, wie Elsner die Ehepartnerinnen durchweg nennt, ist sie, wie Veronika Kracher in ihrem sehr erhellenden Nachwort »Sexuelle Libertinage als Farce« darlegt, »etwas Mystisches und Verbotenes, weshalb ihre ›Feste‹ nur in abgedunkelten Zimmern und mit verbundenen Augen abgehalten werden können.« Die Vorschriften, die sich die Paare geben, verdeutlichen nicht nur den selbst auferlegten Zwang, dem sie sich bezeichnenderweise zumindest annähernd lustvoll fügen, sondern auch, wie sehr das kleinbürgerliche Beamten- und Angestelltendasein der Ehemänner, aus dem sie zu fliehen gedenken, in eben jene Feste hineinragt: Bevor es überhaupt zu einer sexuellen Handlung kommt, werden Strafen bei Regelverstößen eingefordert. Wie im Roman die Ökonomie des Sexus zutiefst der bürgerlichen Ökonomie des Tausches verwandt ist, so sind in ihm Lust- und Realitätsprinzip eigentlich kaum voneinander zu unterscheiden. Der Zwang ihres völlig durchrationalisierten und verwalteten Alltags, dem die autoritären Charaktere ein wenig Freiheit abzutrotzen vorgeben, kehrt nur wieder als zwanghafte und mit Nachdruck betonte Freizügigkeit. Denn »trotz ihres heuchlerischen Pochens auf das vermeintlich lockere Lebemanndasein« sind die Männerfiguren Elsners, wie Veronika Kracher feststellt, »von Drill, Zucht, Ordnung und vor allem: einer konsequenten Ablehnung alles Weiblichen gekennzeichnete Charaktere«. Der Körper der Frau ist im Geschlechterverhältnis der Figuren dabei von vornherein völlig bestimmt für den Mann, wie es die Erziehung von Keitels späterer Frau durch ihre Eltern zeigt, die den Körper ihrer Tochter vor der Heirat streng ökonomisieren, damit sie ihn als Ware auf den Markt tragen kann. Und selbst das, was vielleicht als selbstbestimmte weibliche Sexualität erscheint, nämlich, wie Keitels spätere Frau alleine ihren Körper mit einem Spiegel untersucht, ist erfüllt von Scham und nur der vorweggenommene Blick des Mannes.[1]

Die Liberalisierung der Sexualität im Roman schlägt nicht nur um in eine völlige Desexualisierung alles Sexuellen, sondern mündet letztlich in eine Pervertierung der bürgerlichen Sexualnormen, die nur eine umso stärker verrohte sexualisierte Gewalt in der kleinbürgerlichen Idylle hervorbringt. Das geheime, selbst etwas mythische Zentrum des Romans ist eigentlich Frau Stief, die durch ihre äußerliche Attraktivität für die Ehemänner wohl der nicht ausgesprochene Grund der sogenannten Feste war. Die Emanzipation von ihrer sozialen Herkunft als Bäckerstochter, ihrem Dialekt, und auch die von ihrer Rolle als Ehefrau Stiefs, dessen Willen sie sich nicht blindlings unterwirft, kann von der kleinbürgerlichen Gesellschaft nicht toleriert werden; erst recht nicht, weil ihr, Frau Stief, die in ihrem Habitus etwas Bürgerliches verkörpert, das Kleinbürgerliche selbst nur ungenügend ist. Auch, weil auf sie die Sexualbefreiung wie deren Misslingen projiziert wird, wird sie nicht nur aus dem Kreis der Freunde und Freundesfrauen ausgeschlossen, sondern am Ende des Romans von Keitel, Dittchen, Hinrich und Stößel bei ihr zuhause sexuell genötigt. Die intendierte, aber ausbleibende Vergewaltigung ist bloß dem heimkommenden Stief geschuldet. Aber schon früh im Roman imaginiert sie Keitel an seiner zukünftigen Frau, wenn sie ihm sexuell nicht gibt, was er verlangt, und die Erniedrigung der Frauen ist dem sexuellen Akt im Roman gänzlich inhärent, er ist »nur als Akt der Gewalt denkbar«, wie Kracher schreibt. Was an Frau Stief exekutiert wird, ist der Hass auf eine sich emanzipierende Frau, dem auch ein Moment von antiintellektuellem und strukturell antisemitischem Ressentiment eigen ist, wie Kracher meint: »Es scheint, als könnte sich im gesellschaftlich legitimierten Wunsch, das Pervers-Weibliche zu vernichten, der verdrängte Wunsch nach Judenvernichtung artikulieren, vor allem unter dem Aspekt, dass eine ›perverse‹ Sexualität auch immer mit Judentum und Moderne assoziiert ist.« Ohnehin deutet einiges im Roman darauf hin, dass die Sexualität der Ehemänner auf eine Stufe der infantilen Sexualität regrediert, möglicherweise durch Verdrängung ihrer Partialtriebe, die abgespalten und insbesondere auf Frau Stief als verkörperte Perversion pathisch projiziert werden. Aber deren Nötigung – und auch das verweist auf den Postnazismus – wird kollektiv verdrängt, und von den Männern, worin der vielleicht satirische Höhepunkt des Romans liegt, lächerlich entschuldigt.

Gisela Elsner hat wohl wie keine andere sonst das Fortleben des Nationalsozialismus im (Klein-) Bürgertum dargestellt, und mit der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Auschwitz ernst gemacht, die in ihren Romanen an der Kleinfamilie als ›Keimzelle des Faschismus‹ (Horkheimer) so drastisch hervortreten. Die Mittel ihrer Darstellung dessen aber wandelten sich schon im Frühwerk: Während sie in ihren ersten beiden Romanen die Rituale der kleinbürgerlichen Idylle ihrer Harmlosigkeit entkleidete, indem sie diese in die Sprache verlängerte – sodass nicht nur kafkaeske Gestalten entstanden, sondern aus ihnen auch der Alltag als Horror und Barbarei hervortrat –, hat sich Elsner in »Das Berührungsverbot« in größerem Maße der Satire bedient, die, wie sie einmal sagte, »wie Bordellbesuche ausschließlich als Männersache« galten.[2] Dies eventuell deshalb, weil der dargestellte Gegenstand einer Entschleierung nicht mehr bedurfte. Nicht zuletzt deshalb wurde das Werk von der Literaturkritik, die weiblichen Autorinnen mit Doppelstandards begegnete, zuweilen abgewertet sowie missachtet, und von der herrschenden Moral zensiert. Trifft seine Wiederveröffentlichung heute aber auf eine veränderte Wirklichkeit, so auch deshalb, weil die Liberalisierung von Sexualität sich erheblich gewandelt hat, vor der Elsners bürgerliche Kleinfamilien nahezu veraltet und die Kritik an ihnen obsolet erscheinen mag. Aber das Verhältnis von Sexualität und Ökonomie, wie es Elsner abzubilden wusste, ist darin nicht verschwunden. Denn die Sexualbefreiung im Spätkapitalismus zeitigt die Dialektik von Aufklärung und Mythologisierung von Sexualität, gerade in der pornographischen Kulturindustrie stets aufs Neue, und die Liberalisierung von Sexualität – auch außerhalb der Kleinfamilie – in der patriarchal-kapitalistischen Ordnung wird durch das Kapitalverhältnis stets auch wieder in diese integriert. In der Allianz von kommunistischer Kritik, satirischer Schärfe und literarischer Qualität hat Gisela Elsner das in ihrem Roman »Das Berührungsverbot« aufs Eindringlichste ins Bild gesetzt.



Gisela Elsner: *Das Berührungsverbot.*
Hrsg. von Christine Künzel, mit einem Nachwort von Veronika Kracher.
Verbrecher Verlag, Berlin 2020.
248 Seiten, 16 Euro.

---

[1] Vgl. Elisabeth Lenk, *Die sich selbst verdoppelnde Frau*, S. 87. In: Ästhetik & Kommunikation, Heft 25 (1976), S. 84-87.

[2] Gisela Elsner, *Vereinfacher haben es nicht leicht*, S. 34. In: Dies.: Im literarischen Ghetto. Kritische Schriften 2, hrsg. v. Christine Künzel, Berlin 2011, S. 33-40.

Robin Becker studiert im Master Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und schreibt unregelmäßig für die Jungle World.

»…nur die rohe Tat«?

David Hellbrück über Annie Ernaux' Buch »La Honte« (Die Scham).

Annie Ernaux versetzt auf dem Abstellgleis befindliche Erinnerungen immer wieder aufs Neue in Bewegung, wofür sie Bilder in Worte fasst, die zwischen Autobiografie und Historiografie unterscheiden. In *Les années*, einem Buch, das die Jahrzehnte Frankreichs von den 1940er Jahren bis in die 2000er darstellt, will sie die ‚große' und ‚kleine' Geschichte zusammendenken. Dort gibt sie an verstreuten Stellen dankenswerterweise auch immer wieder Einblick in ihre methodologischen Überlegungen, an der sich Ernaux' weitere Literatur messen ließe, lesen sich doch in vielerlei Hinsicht ihre kleineren Erzählungen wie Antworten auf die zeitlich erst später erschienene Arbeit, die erstmals 2017 bei Suhrkamp erschien: in *La Place* forscht sie ihrem Verhältnis zum Vater nach, *Une femme* handelt von der Beziehung zur Mutter und in *La Honte* versetzt sie sich in die Dreiecksbeziehung von Mutter-Vater-Kind. In Letzterer fragt sie sich, was sie heute – die Schrift stammt aus dem Jahr 1997 und wurde 2020 erstmals auf Deutsch publiziert – selbst noch mit dem zwölfjährigen Ich verbindet und möchte im Schreibprozess, der zugleich Erkenntnisprozess sein soll, offenlegen, wie sie überhaupt einen Zugang zu ihrer eigenen Biografie finden kann. Doch was ihre kleinen Arbeiten vom verhältnismäßig umfangreichen Werk *Les années* unterscheidet, ist, dass sie es in diesen Schriften angenehmerweise unversucht lässt, die Epoche selbst zur Darstellung zu bringen und gerade nicht vom Besonderen aufs Allgemeine schließt. In den zeitlich früher entstandenen Erzählungen wird zwar bereits das

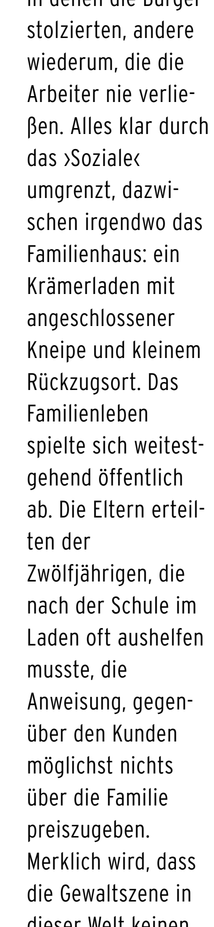


Annie Ernaux

Verlangen kenntlich, die erst einmal unverstandenen Initialereignisse unter die soziologisch verfassten Milieus zu subsumieren, womit das so geschaffene Gebilde einem Sozialkonstruktivismus sich annähert und wodurch letztlich unaussprechbar wird, dass jedes Milieu selbst Moment des Falschen immer schon ist. Doch bringt sich Ernaux in ihren kleinen Arbeiten nicht selbst um den Ausdruck des Besonderen, der dann keinen Sinn hat, wenn der Anspruch aufgegeben wird, das gesellschaftlich Allgemeine in der Weise verändern zu wollen, dass dem je Besonderen zu seinem Recht verholfen werden müsse und womit Besonderes gerade als eines nicht mehr erscheint: als Besonderes schlechthin – jede negative Dialektik von Besonderem und Allgemeinen wäre getilgt.

In *La Honte* wird die anfänglich unverstandene Szene, die die Autorin an das sehr viel jüngere Ich denken lässt, in diesen für ihr Leben einschneidenden ersten Satz gefasst: »An einem Junisonntag am frühen Nachmittag wollte mein Vater meine Mutter umbringen.« Dieses schauerliche Erlebnis im Leben der namenlosen 12jährigen Icherzählerin soll sich ihr selbst verständlich zeigen. Dieser Tag, der 15. Juni 1952, war das »erste präzise und eindeutige Datum meiner Kindheit.« Der Mordversuch des Vaters war von solcher Rohheit gekennzeichnet, dass die Szene zu notieren sie sich nie traute: »Als wäre es etwas Verbotenes, wofür man bestraft wird.« Ist die Szene einmal verschriftlicht, gerät sie in Gefahr, zur Banalität zu verkommen: »Vielleicht macht das Erzählen, egal in welcher Form, jede beliebige Tat, sogar die dramatischste, zu etwas Normalem.« Die Worte, in der sie die Szene beschreibt, werden ihr zunehmend fremd: »Die Szene gehört jetzt anderen.« Denn bloße Worte für das Bild gefunden zu haben, reicht nicht aus: »Über die Szene war kein Urteil möglich. Mein Vater, der mich liebte, hatte meine Mutter, die mich ebenfalls liebte, töten wollen.« Der Urszene dennoch einen adäquaten Namen geben zu wollen, sie greifbar zu machen, darum kreist diese Schrift.

Um zu verstehen, weshalb sie sich bei dieser Szene an das zwölfjährige Ich erinnert, geht die Erzählerin zuallererst den »materiellen Spuren« nach, sie nimmt sich Postkarten und Zeitungsartikel aus dem Jahr 1952 vor. Doch sie merkt, dass die Darstellung so nicht gelingen kann, dass die Szene »in Worte gefasst zu haben«, »nichts an ihrer Bedeutungsleere« ändert. Sie muss das Rätsel anders entschlüsseln. Anfänglich sei »nichts wirklich enthüllt, nur die rohe Tat.« Dafür, dass das Bild wieder lebendig werden kann, beschließt die Erzählerin, die »damalige Lebenswirklichkeit« zu ergründen, wofür es nur »eine verlässliche Möglichkeit« gibt: »ich muss mir die Gesetze und Riten, die Glaubenssätze und Werte der verschiedenen Milieus vergegenwärtigen, Schule, Familie, Provinz, in denen ich gefangen war und die, ohne dass ich mir ihrer Widersprüche bewusst gewesen wäre, mein Leben beherrschten.« Dieses hybride soziologisch-literarische Programm einmal formuliert, beginnt Ernaux damit, den familiären Wohnort Y zu beschreiben, erklärt, wie fremd sie sich bei den Ausflügen in die nächstgrößere Stadt fühlte; sie erzählt, dass das Stadtzentrums Ys dort war, wo man keinen Blaumann beim Einkaufen anhatte; kurzum: es gab klar abgegrenzte, aber dennoch unsichtbare Grenzen zu den verschiedenen

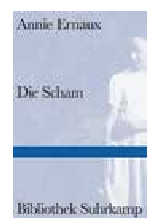


Vierteln, diejenigen, in denen die Bürger stolzierten, andere wiederum, die die Arbeiter nie verließen. Alles klar durch das ›Soziale‹ umgrenzt, dazwischen irgendwo das Familienhaus: ein Krämerladen mit angeschlossener Kneipe und kleinem Rückzugsort. Das Familienleben spielte sich weitestgehend öffentlich ab. Die Eltern erteilten der Zwölfjährigen, die nach der Schule im Laden oft aushelfen musste, die Anweisung, gegenüber den Kunden möglichst nichts über die Familie preiszugeben. Merklich wird, dass die Gewaltszene in dieser Welt keinen Platz haben darf, sie nicht nach außen dringen darf, sich ihr gegenüber als unverstanden behaupten muss. Die Situation der heranwachsenden Frau wirkt daher keineswegs zufällig isoliert, oftmals freundlich-eigenbrötlerisch, da sie immer wieder in eine Welt phantasierten Spiels eintaucht und sich ansonsten in die Lektüre versenkt, was darauf vorausweist, dass sie sich schließlich vom provinziellen Milieu der Eltern entfremden wird.

Im Verlauf des Buchs kommt die Erzählfigur dazu, das »Universum der katholischen Privatschule« zu »rekonstruieren«, das sie in dieser Zeit am stärksten »beherrschte«. Auch dort gab es Regeln ganz eigener Art. Dort siezt man selbst die jüngsten Schulkinder, will sich mit Händen und Füßen vom Laizismus abgrenzen, inszeniert sich durch Schulaufführungen im Städtchen Y als vorbildlich. Es will der Eindruck entstehen, dass dieses Milieu, das durch Frömmigkeit charakterisiert ist und wo folglich eine rigide Sexualmoral herrscht, die Lücke zur Familie hin öffnet, »verschmolz« dort »Religion und Wissen«. Wobei die Grenzen des Wissens klar umrissen sind, war es doch undenkbar, »Fotoromane zu lesen«. Literatur erhält die Zwölfjährige von ihrer Mutter, der eine Schlüsselrolle zukommen wird und die zwar an der Religiosität irgendwie festhält, die katholische Ordnung aber dennoch belächelt. Der Zwang, den die katholische Privatschule ausübt, bleibt subtil, was den Kontrast zu den rohen Umgangsformen der biologischen Familie deutlich werden lässt: »Das Gesetz übt seine Macht auf sanfte, *familiäre* Weise aus, zum Beispiel durch das beifällige Lächeln der *Mademoiselle*, der wir auf der Straße begegnen und die wir respektvoll grüßen.«

Die Mutter zeichnet sich – im Gegensatz zum Vater, der in seinen Umgangsformen dem Arbeitermilieu verhaftet bleibt – dadurch aus, dass sie im Gestus den bürgerlichen Anschein wahren will, der in einer eindrücklich geschilderten Szene, in der die Welt der katholischen Privatschule in Konfrontation mit der Wirklichkeit des familiären Elternhaus gerät, zusammenbricht. Gerade weil ihr die Mutter als »Vermittlerin des religiösen Gesetzes und der schulischen Vorschriften« gilt, steigt in ihr durch das äußere Erscheinungsbild der Mutter das Gefühl auf, vor Scham im Boden versinken zu wollen: Eines Nachts, nach einem »Fest der Jugend«, begleitet die Lehrerin, Mademoiselle L., die Zwölfjährige und andere Kinder nach Hause. Die Mutter begrüßt die Entourage um ein Uhr früh im hellen Rechteck der Tür »in einem zerknitterten, fleckigen Nachthemd (wir benutzten unsere Nachthemden, um uns nach dem Urinieren abzuwischen).« »Mademoiselle L. und die zwei, drei Mitschülerinnen verstummten. … In meiner Erinnerung ist diese Szene, die in keiner Weise vergleichbar ist mit der anderen, in der mein Vater meine Mutter umbringen wollte, deren Fortsetzung.« Für die Erzählerin wird nun klar: »Wir gehören nicht länger zu den anständigen Leuten, die nicht trinken, sich nicht prügeln, sich ordentlich kleiden, wenn sie in die Stadt gehen. … Ich wusste etwas, was ich in der sozialen Unschuld der Privatschule nicht hätte wissen dürfen, etwas, was mich auf unsagbare Weise in das Lager derjenigen einordnete, deren Gewalttätigkeit, Alkoholismus und geistige Verwirrung den Stoff für Erzählungen lieferten, die mit ‚so was ist wirklich traurig mit anzusehen' endeten.« »Von jetzt an lebte ich in der Scham« – »Die Scham ist die letzte Wahrheit. Sie vereint das Mädchen von 52 mit der Frau, die dies jetzt gerade schreibt.« Ernaux spricht ausdrücklich von einer Scham, die sich nicht situativ einstellt, sondern sich dauerhaft bemerkbar mache: »Die Scham ist nichts als Wiederholung und Akkumulation«; die Scham soll die Identität ihrer Person ausdrücken, wurde sie doch »Teil« ihres »Körpers« und ihr so zur Normalität: »Es war normal, sich zu schämen, als wäre die Scham eine Konsequenz aus dem Beruf meiner Eltern, ihren Geldsorgen, ihrer Arbeitervergangenheit, unserer ganzen Art zu leben. Eine Konsequenz der Szene des Junisonntags. Die Scham wurde für mich zu einer Seinsweise.«

Indem Ernaux die Scham, die sich der Erzählerin nur als Grenzgängerin zwischen zwei grundverschiedenen Milieus bemerkbar machen kann, als dauerhaftes Empfinden charakterisiert, gerinnt ihr zur Gewissheit, dem alten Milieu nie gänzlich entfliehen zu können,[1] weshalb kein Staunen und Zurückschrecken des Individuums darüber, sich in falscher Gesellschaft zu wähnen, möglich ist. Letztlich bringt sich Ernaux um den Austragungsort des in der Luft liegenden Konflikts mit ihren Eltern, wo Protest artikuliert werden könnte. So mag es gleich doch wieder so scheinen, als wäre die negative Dialektik von Besonderem und Allgemeinem hier stillgestellt, da die nie irgendwie begreiflich zu machende Gewalttat – dessen Unbegreiflichkeit allein Darstellung finden kann, ja muss – in die eigentümlich verfasste Scham ›verschoben‹ wird; oder anders ausgedrückt: zwar erhält das Initialereignis sprachlichen Ausdruck, erfährt aber dadurch zugleich Rationalisierung. Insofern es also Ernaux gelingen mag, ihrem anfänglich unverstandenen Gefühl, das sich einst während des Mordversuchs einstellte, einen Namen zu geben, misslingt ihr gleichzeitig, das nie fasslich zu machende Gefühl in der ganzen Unbegreiflichkeit auszudrücken. So betrachtet, scheitert Ernaux, womit sie aber vielleicht dennoch unwillentlich in ihrer Literatur der nicht gelingen wollenden Gesellschaft einen Platz einräumt.



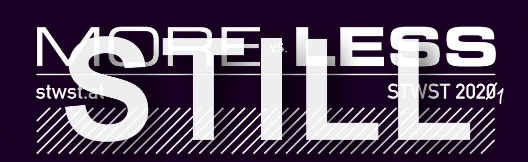
Annie Ernaux: *Scham.*
Aus dem Französischen von Sonja Finck.
Bibliothek Suhrkamp 2020.
110 Seiten, 18 Euro.

---

[1] Anmerkung: Ernaux spricht davon, dass sie immer schon Bücher habe schreiben wollen, über die sie »anschließend unmöglich« habe sprechen können, »Bücher, die den Blick der anderen unerträglich machen.« Nicht nur hinsichtlich dieser Überlegung dürfte Jean-Paul Sartre Pate stehen, der in seinem *L'être et le néant* über die Scham schreibt: »Wenn es einen andern gibt, wer er auch sei, wo er auch sei, was immer seine Bezüge zu mir sein mögen, auch wenn er auf mich nicht anders als durch das bloße Auftauchen seines Seins einwirkt, ich habe ein Außen, ich bin eine *Natur*; mein Sündenfall ist die Existenz des anderen;… Ich erfasse den Blick des andern gerade innerhalb meiner *Handlung* als Verhärtung und Entfremdung meiner eigenen Möglichkeiten.« – Zur Scham gehört nach Sartre, sich so erbärmlich zu empfinden, wie der Andere einen sieht; allerdings besteht der Clou Sartres darin, in der Empfindung der Scham auch anzuerkennen, dass der Andere nie nur Objekt sein kann, sondern immer zugleich Subjekt ist – diesen Gedanken lässt Ernaux unberücksichtigt.

David Hellbrück ist Verleger und Mitarbeiter am Philosophischen Institut der Universität Wien; zuletzt veröffentlichte er in »sans phrase« ein Aufsatz über Georges-Arthur Goldschmidts »Vom Nachexil«.

STWST 2021 SOUNDS LIKE ANTI-ANTHROPOZÄN KONZERTE FÜR NIEMANDEN – KONZERTE FÜR JEMANDEN



STILL More vs Less Sound I - KONZERTE FÜR NIEMANDEN

Im März werden 2 Abende im STWST Saal unter völligem Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden. Wenn schon nicht anders möglich, dann denken wir die Essenz des Kulturveranstaltens und der Kunst gleich radikal anders: Das Wichtigste ist, dass die Dinge passieren. Das heißt: Wir beschwören MusikerInnen, Bands, Soundartists, TechnikerInnen und den Sound, Haus, Mischpult und Lichtanlage, die On- und Off-Schalter, Stromkreise und die Discokugel an der Decke, das verschüttete Bier am Boden sowie den Putz an den Wänden, sprich: Wir werfen feierlich alle menschlichen und nicht-menschlichen Teile des Systems Sound an, um mit exqisiten Sound-Artists im Haus für Niemanden und gleichzeitig fürs ganze Universum zu spielen. Be square, **DON'T** be there. Siehe Text S. 12.

17. März: Peter Kutin / Maja Osojnik
18. März: BLACK PULSE

STILL More vs Less Sound II: KONZERTE FÜR JEMANDEN

Vier Konzertabende im Mai sind im Doppelmodus geplant: Die Konzerte werden als Live-Stream, bzw Concert-On-Demand zum Nachsehen bereitgestellt. UND: Falls möglich, auch mit Publikum!

08. Mai: OvO
Das italienische Noise-Rock-Duo *OvO* ist seit zwei Jahrzehnten Impulsgeber und Motor der internationalen Post-Rock-, Industrial-Sludge- und Avant-Doom-Szenen. Im Lockdown 1 wurde zum 20-jährigen Jubiläum auf dem kanandischen Label Artoffact Records das Album Miasma veröffentlicht. Jetzt endlich wird es in der Stadtwerkstatt vorgestellt.

11. Mai: Manu Delago, ReCycling Tour 2021
Manu Delago bereiste in den letzten Jahren über 50 Länder mit eigener Band sowie auch mit internationalen MusikerInnen und Ensembles wie Björk, Anoushka Shankar, Ólafur Arnalds oder als Solist mit dem London Symphony Orchestra. Die vielen Reisen haben Manu Delago angeregt, einen umweltfreundlichen Gegenpol zum üblichen Touring zu entwickeln: Für 2021 hat er sich daher zum Ziel gesetzt, hier möglichst viele ökologisch nachhaltige Aspekte einfließen zu lassen. Manu Delago wird sich auf dieser Tour die Bühne mit einigen seiner Langzeitkollaborateure teilen.

12. Mai: KOENIG Solo ‚Messing', Rojin Sharafi
KOENIG: Der international gefragte Drummer Lukas König konzentrierte sich nur auf ein einziges Becken als Klangquelle (Messing-Blech), spielte damit herum (Messing around) und entdeckte dadurch klanglich neue Entfaltungsmöglichkeiten. Messing ist eine mutige Ansage. Er erteilt dem straighten Pop eine Absage und glänzt stattdessen durch den Drang nach künstlerischer Freiheit und dem Willen nach Veränderung.

ROJIN SHARAFI: Rojin Sharafi ist Klangkünstlerin und Komponistin für akustische, elektroakustische und elektronische Musik. Ihre Musik überschreitet Grenzen verschiedener Genres und schöpft aus der vollen Soundkiste von Noise, Folk, Ambient, Metal und zeitgenössischer Musik.

13. Mai: Irnhard Schellatt
Verflechtungen stehen beim neuen ImproQuader *Irnhard Schellatt* im Zentrum (mit Mitgliedern von u.a. tumido, Romanovstra & Metallycee). Es werden Klangsphären verwoben und ineinander verschachtelt. Bernhard Breuer (Schlagzeug & Elektronik), Gigi Gratt (Gitarre, Flugelhorn & Elektronik), Irene Kepl (Geige) & Matija Schellander (Kontrabass & Elektronik) tauschen Erfahrungen aus, Gestrichenes trifft Geschlagenes, Akkustisches trifft Elektronisches. Es knarrt, es schnarrt, es hüpft, es rattert, es schwebt, es läuft, es wird spannend!

STILL Sample As That

1. April + 2. Juni: Sample As That
Sample as That ist ein beliebt-bewährtes Community-Soundformat der STWST, das wegen des Lockdowns bereits im Vorjahr online durchgeführt wurde – und auch im Frühjahr mit 2 Terminen als Online-Format fixiert ist. Beginnzeit: jeweils 18 Uhr.

Mehr unter: club.stwst.at

Bild: Felix Vierlinger

Impressum versorgerin Nr. 0129 / märz 2021 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: versorgerin redaktion, foto: genty/pixabay Gemeinfrei . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**